

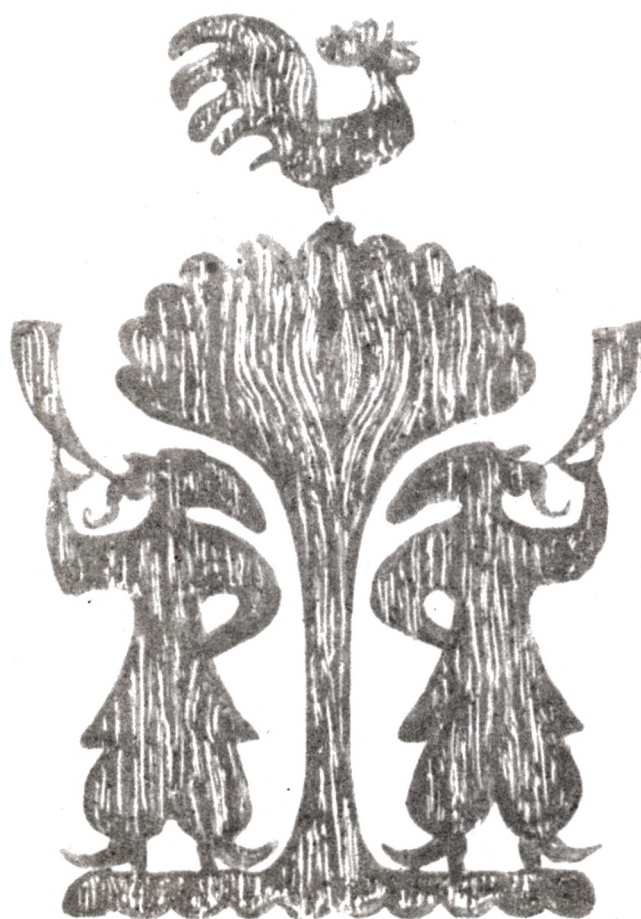
IWAN
FRANKO



ALS DIE TIERE
NOCH SPRECHEN
KONNTEN

I W A N F R A N K O

ALS DIE TIERE
NOCH SPRECHEN
KONNTEN



Illustrationen von
SERGIY ARTJUSCHENKO

Aus dem Ukrainischen
von **EVELYN RISWANOWA**
und **IWAN SOIKO**



IWAN
FRANKO

ALS DIE TIERE
NOCH SPRECHEN
KONNTEN

KIEW
VERLAG WESSELKA
1990





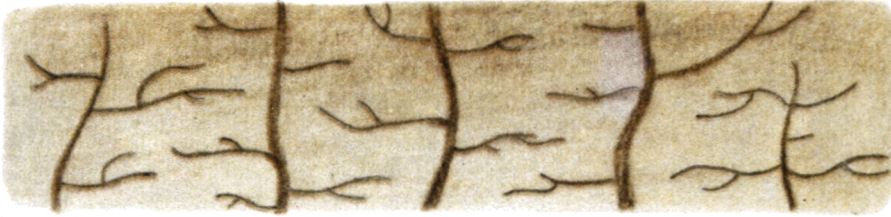
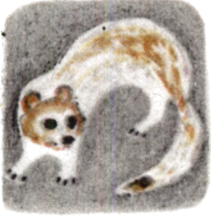
DER ESEL UND DER LÖWE

Es war einmal ein Esel, der schwer bei seinem Herren arbeiten mußte.

„Wie wär's“, dachte er eines Tages, „wenn ich fortlaufen würde, in den Wald, um dort in Freiheit zu leben? Im Wald werde ich täglich mein Futter haben, und niemand wird mir ein Leid antun!“

Gesagt, getan. Der Esel verließ seinen Herren und ging in den Wald. Dort ging es ihm über alle Maßen gut. Er fraß, wo und was er wollte, mußte nicht arbeiten, und niemand schlug ihn. Noch nie im Leben hatte sich der Esel so wohl gefühlt. Eines Tages aber sah er sich plötzlich einem Löwen gegenüber. Er war gar furchtbar anzuschauen und kam geradewegs auf ihn zu.





„Oh, jetzt wird wohl mein letztes Stündchen geschlagen haben!“ dachte der Esel bei sich. Und während der Löwe immer näher kam, riß sich der Esel zusammen und überlegte krampfhaft.

„Ob ich ihn vielleicht überlisten kann?“

Und da ließ er sich, wo er gerade stand, zu Boden fallen und blieb einfach liegen. Beim Näherkommen rief der Löwe:

„He, du dort, was bist du denn für ein Vogel? Wie konntest du dich erdreisten, einfach liegenzubleiben? Weshalb erhebst du dich nicht und erweist mir nicht die gebührende Ehre?“

Der Esel tat, als ob er nichts gehört hätte, blieb liegen und wackelte nur mit seinen langen Ohren.

Der Löwe trat näher und schrie erneut:

„Steh sofort auf und erweis mir die gebührende Ehre!“

„Ja, wer bist du denn?“ fragte der Esel.

„Da fragst du noch?“ brüllte der Löwe wütend.

„Weißt du etwa nicht, daß ich, der Löwe, König der Tiere bin?“

Der Esel hob nur den Kopf, ohne aufzustehen, und glotzte ihn ungläubig an.

„Was redest du da für dummes Zeug?“ erwiderte er.

„Du und König über alle Tiere? Wer hat dir denn das gesagt? Wo steht das geschrieben? Wer hat dich zum König ernannt? Na, sag schon!“ Der Löwe stand da, wie vor den Kopf geschlagen.

„Wer mir das gesagt hat? Alle haben mir gesagt, daß ich der König der Tiere bin. Stimmt das etwa nicht?“

„Natürlich, stimmt das nicht! Das kann ja gar nicht stimmen! Denn der König der Tiere bist nicht du, sondern ich!“

„Du?“ staunte der Löwe. „Wo steht denn das geschrieben?“

„Komm mal her, sieh dir das an!“

Mit diesen Worten sprang er auf die Füße, drehte





dem Löwen den Rücken zu und zeigte ihm seinen Hinterhuf, der mit einem nagelneuen, funkelnden Hufeisen beschlagen war.

„Siehst du das? Das ist mein königliches Siegel. Wärest du König, besädest du auch so eins.“

„Einfach toll!“ staunte der Löwe. „Daran hätte ich nie gedacht. Vielleicht, hast du recht. Aber warte mal! Wir wollen eine Wette abschließen. Wer in einer Stunde die meisten Tiere erbeutet hat, der soll König sein.“

„Nun gut, so soll es sein!“ Der Esel nahm den Vorschlag an, und damit trennten sie sich.

Da lief der Löwe durch den Wald und jagte. Mal fing er ein Reh, mal einen Hasen, dann wieder irgendein anderes Tier. Nach einer Stunde hatte er bereits fünf, sechs Stück erlegt.

Und der Esel? Was tat er inzwischen? Er begab sich auf eine große Wiese, die im herrlichsten Sonnenschein lag, und legte sich nieder. Nach einer Weile streckte er alle Viere von sich, schloß die Augen, ließ die Zunge aus dem Maul hängen, und jeder, der ihn so sah, hätte bestimmt gesagt: er ist tot. Über der Wiese kreisten unaufhörlich Habichte, Milane, Krähen, Elstern, Dohlen und andere Aasvögel. Als sie den leblosen Esel erblickt hatten, stürzten sie sich sogleich auf ihn. Anfangs hüpfen sie zwar nur in seiner Nähe herum, als sie aber sahen, daß er sich nicht rührte, wurden sie dreister, hüpfen auf ihm herum und pickten an seiner Zunge und an seinen Augenlidern. Der Esel rührte sich nicht. Nur, wenn ein Raubvogel zu nahe kam, schnappte er ihn mit den Zähnen oder schlug ihn mit den Füßen tot. Dann versteckte er ihn so geschickt unter sich, daß die anderen nichts bemerkten. In knapp einer Stunde hatte er fast drei Dutzend getötet. Nun sprang er auf die Füße und schrie so laut, daß alle Vögel davonestoben. Der Esel sammelte das ganze tote Geflügel und trug es dorthin, wo er mit dem Löwen verabredet war. Der Löwe wartete bereits auf ihn.

„Na, siehst du, wieviel ich erlegt habe“, sagte der





Löwe siegesgewiß zu dem Esel und zeigte ihm seine Beute.

„Ach, wie einfältig bist du doch, Löwe“, entgegnete der Esel und trat verächtlich mit einem Huf nach dessen erbeuteten Tieren. „Von solcher Sorte hätte ich an die zehn Dutzend fangen können. Das ist doch ein Kinderspiel! Sieh dir meine an! Ich habe nur solche erbeutet, die in der Luft herumfliegen. Versuch du das mal!“

„Nein, so was krieg ich nicht fertig“, antwortete der Löwe. „Erst jetzt erkenne ich, daß du in der Tat der König der Tiere bist und nicht ich. Verzeih mir, daß ich vorhin so unhöflich mit dir gesprochen habe!“

„Da hast du es!“ sagte der Esel. „Es ist besser, immer höflich zu sein, denn wenn man einem Höheren begegnet, kann es schlecht für einen ausgehen. Ich könnte dich jetzt auch mit dem Tode bestrafen, aber ich vergebe dir großmütig, denn du hast es aus Dummheit, nicht mit böser Absicht getan. Nun geh deines Weges! Merke es dir fürs nächste Mal!“

Nach diesen Worten schlich der Löwe bedrückt, mit eingezogenem Schwanz, wie ein begossener Pudel, davon. Wie er da so hingeht, begegnet er im Walde dem Bruder Wolf.

„Seid gegrüßt, ehrwürdiger König!“ sprach der Wolf und verneigte sich tief.

„Ach, geh, mach dich nicht lustig über mich!“ antwortete der Löwe niedergeschlagen. „Was bin ich schon für ein König?“

„Na, hört mal!“ entgegnete der Wolf. „Wer könnte es wagen, Euch anders anzusprechen?“

„Schweig, Brüderchen“, sprach der Löwe mit gedämpfter Stimme. „Hier in der Nähe hält sich der wahre König auf. Wenn er das hört, wird es uns beiden schlecht ergehen.“

„Der wahre König?“ staunte der Wolf. „Das ist ja kaum zu glauben! Wer sollte hier noch ein wahrer König sein außer Euch?“







„Doch, doch!“ flüsterte der Löwe ängstlich. „Ich habe ihn selbst gesehen. Schrecklich sieht er aus! Und was für eine Kraft er hat! Er kann sogar Tiere fangen, die in der Luft fliegen. Ein Glück, daß ich mit heiler Haut davongekommen bin.“

„Was du nicht sagst?“ sprach der Wolf verblüfft. „Ein eigenartiges Wunder! Ich kenne diesen Wald schon lange, aber mir fällt niemand ein, der dieser König sein könnte. Wie sieht er denn aus, dieser neue König?“

„Mit einem Wort — grauenhaft!“ stöhnte der Löwe. „Ellenlange Ohren, ein Kopf wie ein Faß und das königliche Siegel sogar auf dem Hinterhuf.“

„Ich weiß wirklich nicht, wer das sein könnte“, überlegte der Wolf. „Weißt du was, komm, zeig ihn mir!“

„Ich? Um nicht auf der Welt!“ schrie der Löwe erschrocken auf. „Mir genügt das eine Mal, als ich vor ihm gezittert habe.“

„Komm, sei kein Hasenfuß! Wovor ist dir denn so bange?“ redete ihm der Wolf zu. „Oder weißt du was, binde deinen Schwanz an meinen, dann haben wir nichts zu befürchten.“

„Meinetwegen“, ließ sich der Löwe endlich überreden, „machen wir's, wie du sagst.“

So banden sie ihre Schwänze zusammen und gingen los. Sie stiegen auf den Hügel oberhalb der Wiese, auf der der Esel ruhig weidete. Der Löwe blieb stehen und flüsterte dem Wolf zu:

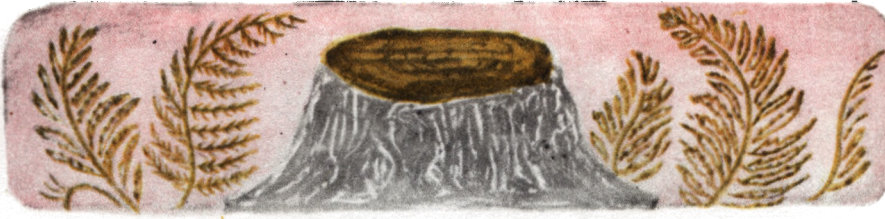
„Da ist er! Das ist er! Schau mal!“

Der Wolf drehte sich um, schaute hin und schrie ungehalten:

„Dummer Löwe, ich sehe nur einen Esel, das ist doch ein feiges Tier!“ Der Löwe aber hatte verstanden: „der neue König ist hier!“ Voller Angst nahm er Reißaus. Er stürmte davon über Baumstümpfe und Gräben, so schnell er konnte. Er lief und lief, bis er ganz erschöpft stehenblieb.

„Was ist, Wolf, ist der neue König hier?“ fragte er, sich zum Wolf wendend.





Der Wolf aber ließ nur die Zunge heraushängen. Da er mit dem Schwanz des Löwen fest verbunden war, wurde er die ganze Zeit hinter ihm her geschleift, bis er sein Leben aushauchte.

„Da hast du es“, belehrte ihn der Löwe, „erst hast du behauptet, den neuen König nicht zu fürchten. Als du ihn aber aus der Nähe gesehen hast, bist du vor Angst gestorben!“

DAS FÜCHSLEIN UND DER KREBS

Einmal traf sich das Füchslein mit dem Krebs. Es stand da und sah zu, wie er sich nur sehr langsam fortbewegte. Da fing das Füchslein an, über ihn zu spotten.

„Na, du bist mir ja ein ganz schneller, ich finde keine Worte dafür! Ein Kribbel-Krabbel-Krebs! Aber sag mir, du armer Kribbel-Krabbel-Krebs, ob es wahr ist, daß man dich einmal nach Hefe geschickt haben soll und du schon nach einem Jahr zurückgekommen bist und dann mitten in der Stube die Hefe verschüttet hast?“

„Kann sein, daß es sich so verhielt“, sagte der Krebs, „aber jetzt hört es sich wie eine faustdicke Lüge an!“

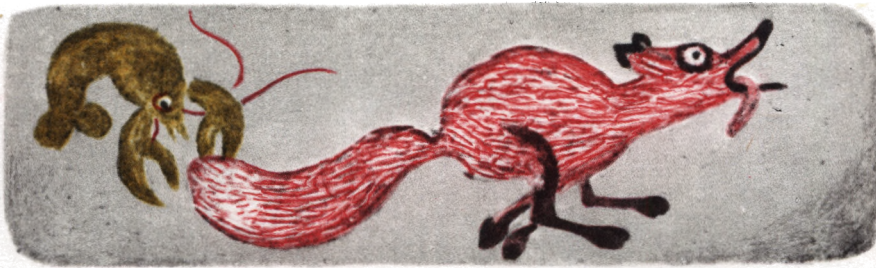
„Ha-ha! Soll das etwa heißen, daß du jetzt schneller bist?“

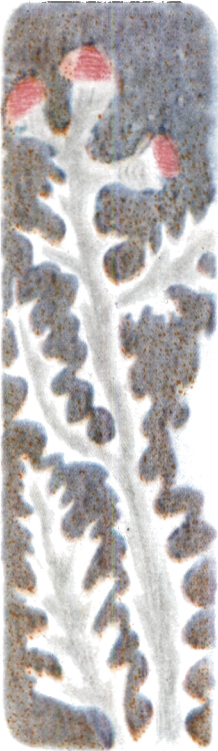
„Ob ich nun schneller geworden bin oder nicht, aber von dir lasse ich mich noch lange nicht verspotten. Wenn du wissen willst, wie schnell ich bin, dann laß uns eine Wette abschließen. Wetten wir, daß ich schneller als du bei diesem Baumstumpf dort bin.“

„Wa-a-as?“ wunderte sich das Füchslein. „Du willst wirklich mit mir um die Wette laufen?“

„Ja, und dir sogar noch einen Vorsprung lassen, und dennoch werde ich vor dir an Ort und Stelle sein“, entgegnete der Krebs.

Und so schlossen sie die Wette ab. Das Füchslein stellte sich ein Stück vor dem Krebs auf. Dieser aber





klammertesich blitzschnell mit seinen Scheren an den Schwanz des Fuchses. Das Füchslin rannte los; so schnell es konnte, daß nur so der Staub aufwirbelte. Als es am Baumstumpf angelangt war, rief es:

„Na, wo bist du, Kribbel-Krabbel-Krebs?“

Es blieb still.

„Krebs, wo bist du denn?“ rief das Füchslin noch einmal und drehte dabei den Rücken zum Baumstumpf.

„Hier bin ich! Ich warte schon lange auf dich und bin sogar ein Stück weiter gelaufen.“

WIE DER FUCHS SICH SELBST ‘ÜBERLISTETE



Einmal ging Bruder Wolf allein durch den Wald, als ihm etwas Schlimmes zustieß. Die Jäger hatten ihn erblickt und jagten hinter ihm her. Der Wolf floh durch Busch und Strauch, bis er endlich einen Weg erreichte. Dort ging gerade ein Mann mit einem Sack und Dreschflegel auf dem Rücken vom Feld nach Hause. Da flehte ihn der Wolf an:

„Gutes Onkelchen! Erbarm dich meiner, verstecke mich schnell in deinen Sack. Die Jäger sind hinter mir her und wollen mir ans Leben.“

Der Mann hatte Mitleid mit ihm, ließ in den Sack hinein, warf ihn dann über die Schulter und trug ihn. Gleich darauf tauchten die Jäger auf.

„He, Mann, hast du nicht den Bruder Wolf gesehen?“

„Nein, habe ihn nicht gesehen.“

Darauf eilten sie weiter. Als sie nicht mehr zu sehen waren, fragte der Wolf aus dem Sack:

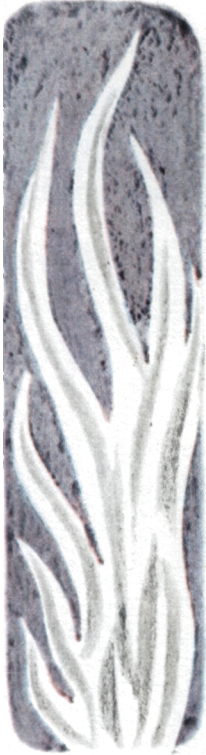
„Sag mal, sind meine Verfolger schon fort?“

„Ja, sie sind weg.“

„Dann laß mich wieder frei!“

Der Mann band den Sack auf und ließ den Bruder Wolf frei. Der aber sprach:





„So, Mensch, und jetzt werde ich dich fressen!“
„He, Wolf, ist das dein Dank dafür, daß ich dich aus der Not errettet habe?“

„Weißt du denn nicht, daß es in der Welt so üblich ist: Undank ist der Welt Lohn! Gute Taten werden immer schnell vergessen.“

Der Mann sieht, daß es schlecht um ihn steht, und sagt:

„Na, wenn dem wirklich so ist, laß uns weiter gehen und die Tiere Gericht halten. Denken sie genauso wie du, soll es geschehen, wie du sagst: du kannst mich fressen.“

So zogen sie des Weges. Bald begegneten sie einer alten Stute. Der Mann hielt sie an und sprach zu ihr:

„Sei so gut, Mütterchen Stute, schlichte unseren Streit. Ich habe dem Bruder Wolf, als er in großer Not war, geholfen, und jetzt will er mich fressen“, und er berichtete, wie es sich zugetragen hatte.

Die Stute dachte eine Weile nach und sprach:

„Lieber Mann, der Wolf hat recht! Zwölf Jahre lebte ich bei meinem Herrn, mußte schwer arbeiten und brachte ihm zehn Fohlen zur Welt. Aber jetzt, wo ich alt geworden bin und für die Arbeit nicht mehr taugte, hat er mich fortgejagt, hier in das öde Feld, damit mich die Wölfe fressen. Eine Woche lang streife ich hier schon herum, bei Tag und Nacht, in der Erwartung, daß die Wölfe kommen und mich zerreißen. So ist es, Onkelchen, gute Taten werden schlecht belohnt!“

„Na, siehst du, ich habe recht!“ rief der Wolf.

Der Mann wurde traurig und bat den Wolf, noch andere Tiere zu befragen. Der Wolf war einverstanden, und so gingen sie weiter. Da begegneten sie einem alten Hund. Der Mann erzählte ihm sogleich seine Geschichte. Der Hund überlegte eine Weile und entschied:

„Nein, guter Mann, der Wolf hat recht. Höre, wie es mir erging. Zwanzig Jahre diente ich treu meinem Herrn, bewachte ihm Haus und Hof. Als ich aber alt





wurde und meine Stimme nachließ, jagte er mich vom Hof. Nun bin ich auf meine alten Tage völlig ohne Schutz. Eine gute Tat ist wirklich schnell vergessen!"

„Da siehst du, meine Überzeugung ist richtig!“ freute sich der Wolf.

Der Mann wurde noch trauriger und bat den Wolf wiederum:

„Laß mich noch einen Schiedsrichter befragen, dann kannst du mit mir tun, was du willst, da eine gute Tat für dich nichts gilt.“

„Na schön.“

Sie gingen weiter, bis ihnen Schwester Füchsin über den Weg lief.

„Hallo, Schwester Füchsin!“ rief der Mann ihr schon von weitem zu und verbeugte sich. „Sei so gut, tritt näher und schlichte unseren Streit.“

Als die Füchsin näher kam, erzählte ihr der Mann, worum es ging. Die Füchsin hörte sich alles an, machte ein ungläubiges Gesicht und rief dann:

„Das ist unmöglich, guter Mann, daß so ein großer Wolf in deinen Sack hineingehen soll!“

„Doch, doch, es stimmt!“ versicherte ihr der Wolf.

„Nein, ich glaube es trotzdem nicht“, beharrte die Füchsin auf ihrer Meinung. Und weder die Versicherungen noch Beteuerungen des Wolfes und des Mannes konnten sie überzeugen. Schließlich sagte sie:

„Na schön, wenn es wirklich so war, wie du mir es versicherst, dann zeige es mir doch und zwar jetzt auf der Stelle!“

„Gut, das läßt sich machen“, meinte dazu der Mann und öffnete den Sack genauso, wie vorher, als er den Wolf darin verstecken wollte.

„Paß gut auf, wie es war!“ forderte sie der Wolf auf und steckte seinen Kopf in den Sack.

„Wie denn, war nur dein Kopf im Sack?“ fragte die Füchsin.

Der Wolf kroch nun ganz in den Sack hinein.







„So, Mann“, sprach die Füchsin weiter, „und wie hast du ihn zugebunden?“

Der Mann band den Sack zu.

„Und jetzt zeig mir mal, wie du auf der Tenne das Getreide drischst!“

Das ließ sich der Mann nicht zweimal sagen. Weit ausholend schlug er mit dem Dreschflegel aus Leibeskräften auf den Sack ein. Die Füchsin aber trieb ihn noch weiter an:

„Nun, Mann, und wie hast du die Garben gewendet?“

Der Mann warf den Sack auf die andere Seite, drosch dem Wolf auf den Schädel, bis dieser sein Leben ausgehaucht hatte.

„Nun, lieber Mann“, sprach die Füchsin, „ich habe dich vor dem Tode gerettet. Was gibst du mir dafür?“

„Ich schenke dir einen Sack Hühner, Schwester Füchslin.“

„Gut, einverstanden.“

Und Schwester Füchsin ging mit dem Mann ins Dorf und blieb wartend vor seinem Hoftor stehen. Der Mann begab sich sogleich in den Hühnerstall. Er nahm den Sack von der Schulter und begann, die Hühner einzufangen. Da kam seine Frau dazu und fragte:

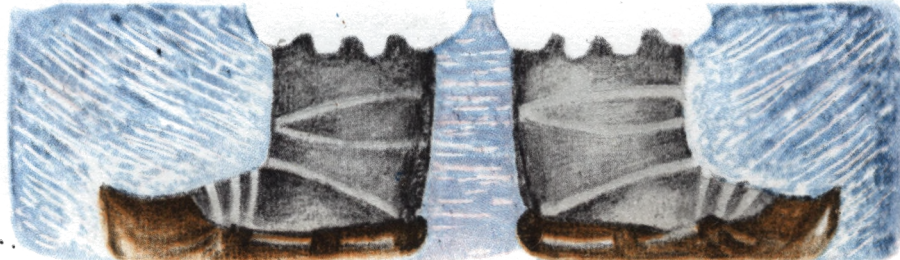
„Aber lieber Mann, was soll denn das?“

Der Mann erzählte ihr alles, was ihm unterwegs widerfahren war, aus welcher Not ihn die Füchsin gerettet und welchen Lohn er ihr dafür versprochen hätte.

„Gott sei Dank, daß du am Leben geblieben bist!“ freute sich seine Frau. „Aber der Füchsin meine Hühner zu überlassen, das kannst du von mir nicht verlangen. Steck lieber unsere beiden Hunde — Lysko und Rjabko — in den Sack und gib das der Füchsin.“

Der Mann dachte eine Weile nach und befolgte den Rat seiner Frau. Er steckte die beiden Hunde in den Sack, trug ihn vor das Tor und sprach:

„Dieser Sack Hühner, Schwester Füchsin, ist für dich. Nimm ihn auf den Rücken, trag ihn in den Wald,





öffne ihn aber nicht im Dorf, damit dir die Hühner nicht davonflattern.“

Die Füchsin nahm den Sack auf, trug ihn eine Weile, schleppte ihn dann weiter, auf einem Grabhügel aber hinter dem Dorf setzte sie sich, um ein wenig zu verschnaufen, und dachte bei sich:

„Ich bin wirklich gespannt, wieviel Hühner im Sack sind.“

Und kaum hatte sie den Sack aufgebunden und einen Blick hineingeworfen, da sprangen Lysko und Rjabko heraus und jagten der Füchsin hinterher. Die Füchsin rannte um ihr Leben, erreichte mit Müh und Not den Wald und schlüpfte in ihren Bau. Als sie sich von ihrem ersten Schreck erholt hatte, begann sie mit sich selbst zu hadern:

„Äuglein, was habt ihr gemacht, als die reudigen Hunde hinter mir her waren?“

„Wir haben darauf geachtet, wohin du am sichersten entfliehen kannst.“

„Und ihr, meine Füße, was habt ihr gemacht?“

„Wir sind gelaufen, so schnell wir nur konnten, damit die Hunde dich nicht erwischen.“

„Und ihr, meine Ohren, was habt ihr getan?“

„Wir haben aufmerksam gelauscht, ob deine Feinde sich dir nähern.“

„Und du, alter Schlappschwanz, was hast du gemacht?“

Der Schwanz war beleidigt, daß die Füchsin ihn so lieblos angesprochen hatte, und sagte ihr zum Trotz:

„Ich pendelte mal hierhin und mal dorthin, klammerte mich an einen Baumstumpf, dann an einen Ast, um dich aufzuhalten, damit dich die Hunde zu fassen bekämen.“

„Ach, so liebst du mich“, empörte sich die Füchsin. „Raus aus meinem Bau!“ Mit diesen Worten streckte sie den Schwanz aus dem Bau und rief dazu:

„He, Lysko und Rjabko, packt zu! Nehmt euch zu haben. Sie ergriffen den Fuchsschwanz, zerrten aus





Leibeskräften daran, bis sie schließlich den ganzen Fuchs aus dem Bau zogen und ihn auf der Stelle totbissen.

DES HASE UND DER IGEL

Der Igel stand vor der Haustür, hatte die Pfötchen in die Hüften gestemmt, guckte dabei in den sanften Wind hinaus und brummelte ein Liedchen vor sich hin; so recht und schlecht, wie nun eben ein Igel zu singen pflegt.

Schließlich geht das niemanden etwas an.

Indem er nun so halblaut vor sich hin sang, fiel ihm auf einmal ein, er könnte wohl, solange seine Frau die Kinder wäscht und ihnen frische Hemden anzieht, ein bißchen in Feld spazieren und nachsehen, wie seine Rüben stehen.

Das Rübenfeld lag nämlich nicht weit von seinem Haus entfernt, und da der Igel davon so viel Rüben zu nehmen pflegte, wie er für seine Familie brauchte, sprach er immer von „seinen Rüben“.

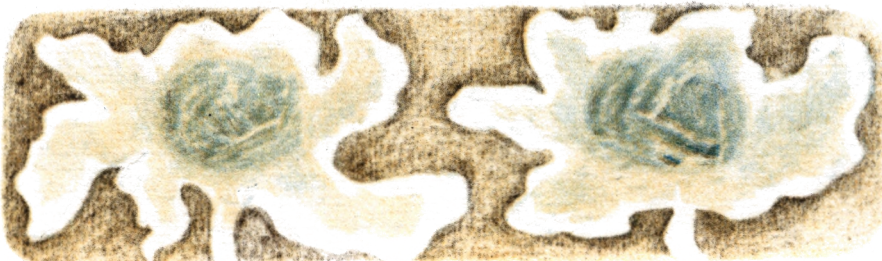
Gesagt, getan. Der Igel schloß behutsam die Haustür hinter sich zu und schlenderte auf dem Graspfad zum Felde. Er war noch gar nicht weit von seinem Hause weg, als ihm der Hase begegnete, der ebenfalls einen Morgenspaziergang machte, um „seinen Kohl“ zu besehen.

Als der Igel den Hasen erblickte, entbot er ihm einen freundlichen guten Morgen. Der Hase aber, der sich für einen vornehmen Herren hielt und stets eine hochmütige Miene zur Schau trug, erwiderte den Gruß des Igels nicht. Er sah ihn nur von oben herab an und fragte:

„Nanu, was läufst du denn hier schon am frühen Morgen herum?“

„Ich gehe spazieren“, sagte der Igel.

„Spazieren?“ fragte der Hase höhnisch lachend. „Ich glaube, es wäre besser, wenn du mit deinen krummen





Beinen lieber im Bett bliebest, denn für einen Spaziergang taugen die wahrhaftig nicht.“

Sein Hohn verdroß den Igel ungeheuer, weil seine Beine Tatsächlich von Natur krumm waren.

„Du bildest dir wohl ein“, sagte nun der Igel zum Hasen, „daß du mit deinen langen Beinen schneller bist als ich?“

„Natürlich! Das ist doch klar!“ antwortete überheblich der Hase.

„Wir können's ja mal auf einen Versuch ankommen lassen“, meinte der Igel. „Ich setze drauf, wenn wir um die Wette laufen, überhole ich dich.“

„Da lachen ja die Hühner! Du mit deinen schiefen Beinen willst mich überholen?“ sagte der Hase. „Aber meinerwegen versuchen wir es, wenn du so große Lust dazu hast. Schlag ein. Es kann gleich losgehen.“

„Aber so 'ne große Eile hat es nun auch nicht“, meinte der Igel. „Ich will erst nach Hause, um noch ein bißchen zu frühstücken. In einem halben Stündchen bin ich wieder hier auf dem Platz.“

Dem Hasen war es recht, weil auch er vor dem Wettlauf noch ein bißchen frischen Kohl knabbern wollte. Damit gingen sie auseinander.

Als der Igel zu Hause ankam, sprach er zu seiner Frau:

„Mach dich schnell fertig, Frau, du mußt mit mir raus aufs Feld.“

„Was soll ich denn dort?“ fragte seine Frau.

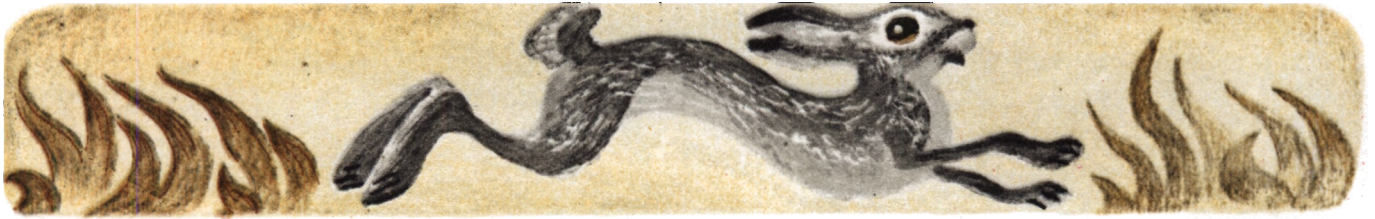
„Weißt du, ich muß mit dem Hasen um die Wette laufen.“

„Du hast wohl den Verstand verloren, Mann?“ schrie ihn da seine Frau an. „Wie kannst du mit dem Hasen um die Wette laufen wollen?“

„Das ist meine Sache! Komm mit! Du mußt mir dabei helfen.“ Was sollte die Igelfrau machen? Sie machte sich fertig und ging mit ihrem Mann mit.

Unterwegs aber sprach der Igel zu ihr:

„Siehst du den langen Acker? Dort wollen wir unse-



ren Wettlauf machen. Der Hase läuft in einer Furche und ich in der anderen. Du aber stellst dich hier in die Furche, und wenn der Hase angesaust kommt, hebst du den Kopf und rufst ihm entgegen: Ich bin schon da!“

Als sie alles miteinander ausgemacht hatten, waren sie auch beim Acker angelangt.

Der Igel wies seiner Frau ihren Platz an und ging selbst die Furche hinunter zum anderen Ende.

Als er dort ankam, war der Hase schon da.

„Nun, kann es losgehen?“ fragte der Hase. „Dann also eins... zwei...“ Damit stellte sich jeder in seine Furche. Und als der Hase „drei“ rief, ging es los. Der Hase sauste wie der Sturmwind den Acker hinunter.

Der Igel lief nur drei Schritte, dann duckte er sich in die Furche und kehrte nach einer Weile an seinen Platz zurück. Der Hase aber rannte, so schnell er konnte. Und als er nun am anderen Ende des Ackers ankam, rief ihm die Igelfrau aus der Furche entgegen:

„Ich bin schon da!“

Der Hase stutzte und wunderte sich sehr. Er wäre aber nie auf den Gedanken gekommen, daß es die Frau des Igels sein könnte, denn bekanntlich sehen Igel und Igelfrau gleich aus.

„Das ist doch unmöglich!“ rief der Hase. „Laufen wir noch einmal, los, zurück!“

Und ohne zu verschnaufen, lief er wieder wie der Sturmwind mit angelegten Ohren den Acker hinunter. Die Igelfrau aber blieb seelenruhig auf ihrem Platz. Als nun der Hase am anderen Ende ankam, rief ihm der Igelfmann entgegen:

„Ich bin schon da!“

Der Hase war außer sich vor Wut. Wo gibt's denn so was, daß dieser krummbeinige Igel ihn übertrifft? Und außer sich vor Ärger schrie er:

„Los, noch mal gelaufen!“

„Von mir aus können wir so oft laufen, wie du Lust hast“, entgegnete der Igel. „Mir ist es gleich.“





Da lief der Hase los, und als er unten ankam, hörte er wieder:

„Ich bin schon da!“

Sofort lief er den Acker wieder hinauf — wieder das gleiche. So lief der Hase dreiundsiebzigmal hin und zurück, und jedesmal sagte der Igel „ich bin schon da“. Ob er nun zum einen oder zum anderen Ende des Ackers kam, immer wieder schallte ihm das gleiche entgegen: „Ich bin schon da!“ Beim vierundsiebzigsten Mal aber gelangte er nicht mehr bis zum anderen Ende. Mitten auf dem Acker stürzte er nieder und blieb tot liegen.

Der Igel aber rief seine Frau, und beide gingen vergnügt miteinander nach Hause. Ja, und wenn sie nicht gestorben sind, dann leben sie heute noch.

Seit jener Zeit aber hat sich der ganze Hasenstamm geschworen, nie mit den Igeln um die Wette zu laufen.

DER WOLF ALS DORFÄLTESTER

Einmal weidete der Esel auf einer Wiese und näherte sich dabei unbewußt dem Walde. Hinter einem Baumstumpf aber lauerte der Wolf, er sprang auf den Esel zu und wollte ihn zerreißen. Der Esel aber, obwohl man ihn immer für einen Dummkopf hält, hatte sich schnell etwas einfallen lassen. Als der Wolf sich auf ihn stürzen wollte, lachte er erfreut auf, verbeugte sich tief vor ihm und sprach:

„Ach wie schön, ach wie schön, Herr Wolf, daß wir uns getroffen haben. Ich habe Euch schon überall gesucht!“

„Und was willst du von mir?“ fragte der Wolf.

„Ja, seht Ihr, die Gemeinde hat mich nach Euch ausgeschiedt und mir streng befohlen: ‚Geh und komme ohne der Wolf nicht ins Dorf zurück!‘“

„Was will denn die Gemeinde von mir?“ fragte der Wolf.





„Wißt Ihr denn das nicht? In unserem Dorf soll doch der Dorfälteste gewählt werden.“

„Na und, was habe ich damit zu tun? Wählt doch!“

„Die Wahl selbst ist eine Kleinigkeit“, sagte der Esel. „Wir wissen nur nicht, wen wir wählen sollen. Alle haben sich deswegen schon gestritten. Nun sind wir zu dem Entschluß gekommen: ‚Nur der Wolf aus dem Walde, nur er allein kann unser Dorfältester sein.‘ Wie gesagt, so getan. Sie haben mich zu Euch gesandt, damit ich Euch ins Dorf bringe. So steht die Sache.“

Als der Wolf das vernommen hatte, wedelte er sogar vor Freude mit dem Schwanz, setzte sich sofort auf den Rücken des Esels und ritt ins Dorf. Als sie aber ins Dorf einritten, begann der Esel laut zu schreien. Da kamen die Menschen aus den Häusern gelaufen, und wie sie den Wolf auf dem Rücken des Esels sahen, ergriffen sie Stöcke, Dreschflügel und Knüppel und schlugen auf den Wolf ein.

Sie prügelten den Wolf so durch, daß er halbtot aus dem Dorf floh.

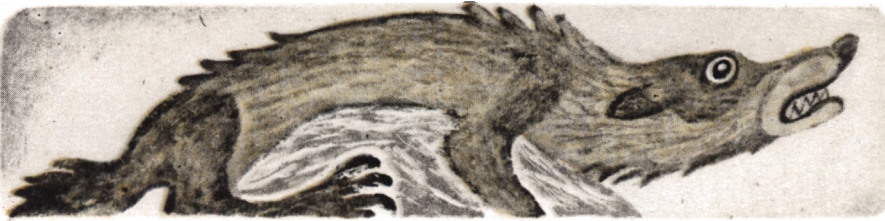
Und wie er lief, der Unglücksrabe, sich immer wieder umblickend, ob ihn auch nicht die Dorfbewohner verfolgen! Erst als das Dorf nicht mehr zu sehen war, sprang der Wolf auf einen Heuschaber, den er unterwegs entdeckt hatte, streckte sich aus und verschnaufte. Während er so ruhte, begann er laut zu sich zu sprechen:

„Mein Vater war kein Dorfältester, mein Großvater war auch keiner, und wie konnte mir, Dummkopf, plötzlich einfallen, Dorfältester werden zu wollen? Schade, daß kein guter Bursche in der Nähe ist, der mir dafür tüchtig das Fell gerben könnte, um mir endlich Vernunft beizubringen.“

Nun saß aber unten am Heuschaber ein starker Bursche mit einer Heugabel in der Hand, der alles mit angehört hatte. Er sprang auf und walkte den Wolf mindestens zehnmal durch, so daß dieser seine Seele aushauchte.







DER FUCHS UND DIE DROSSEL

Einmal ging der Eber nach Kiew zum Jahrmarkt. Da begegnete ihm der Wolf.

„Eber, Eber, wohin des Weges?“

„Nach Kiew, zum Jahrmarkt.“

„Nimm mich mit!“

„Komm, Gevatter!“

So gingen sie, bis sie den Fuchs trafen.

„Eber, Eber, wohin des Weges?“

„Nach Kiew, zum Jahrmarkt.“

„Nimm mich auch mit!“

„Komm mit, Gevatter.“

So gingen sie, bis sie den Hasen trafen.

„Eber, Eber, wohin des Weges?“

„Nach Kiew, zum Jahrmarkt.“

„Nimm mich auch mit!“

„Komm mit, Brüderchen.“

Und so zogen sie alle zusammen des Weges. Lange gingen sie, bis sie eines Nachts auf eine tiefe und breite Grube stießen. Der Eber wollte hinüberspringen, schaffte es aber nicht und fiel in die Grube. Nach ihm versuchten es alle anderen, aber keiner kam hinüber, alle landeten in der Grube. Was tun, sie mußten dort übernachten.

Bald wurden sie hungrig, konnten aber nicht hinaus, und zu essen gab es nichts. Da kam der Fuchs auf einen Gedanken.

„Was meint ihr dazu, wenn wir Lieder singen?“ schlug er vor. „Und wer eine Tonlage zu hoch nimmt, den fressen wir.“

Sie begannen zu singen. Der Wolf brummte natürlich am tiefsten sein: u-u-u! Der Eber grunzte etwas heller: o-o-o! Der Fuchs heulte noch heller: e-e-e! Und das Häschen fiel mit ganz heller Stimme ein: i-i-i! Da stürzten sich alle auf das arme Häschen, zerrissen es und fraßen es auf. Aber was war schon an dem Hasen dran, um satt zu werden? Kaum tagte es, da





quälte sie wieder der Hunger, so daß sie sich kaum auf den Beinen halten konnten.

Und wieder schlug der Fuchs vor:

„Singen wir weiter. Wer am tiefsten singt, den fressen wir.“

Sie begannen zu singen. Der Wolf bemühte sich mit hoher Stimme zu singen, doch es gelang ihm nicht, und er heulte wieder mit grober tiefer Stimme: u-u-u! Da warfen sich alle auf ihn und zerrissen ihn.

So blieben nur noch zwei übrig: der Eber und der Fuchs. Sie teilten das Fleisch vom Wolf. Der Eber fraß schnell seinen Anteil auf, der Fuchs aber fraß nur ein wenig, den Rest versteckte er unter sich. Ein Tag verging, ein zweiter Tag verging. Der Eber litt Hunger, er hatte nicht mehr zu fressen. Der Fuchs aber saß in der Ecke, holte aus seinem Versteck kleine Fleischstückchen hervor und fraß sie.

„Was frißt du denn da, Gevatterchen?“ fragte der Eber.

„Ach, Gevatterchen“, seufzte der Fuchs tief auf. „Was kann ich schon fressen! Mein eignes Blut trinke ich vor Hunger. Tu's doch auch. Beiß dir in die Brust und sauge langsam dein Blut, dann wird dir auch leichter zumute.“

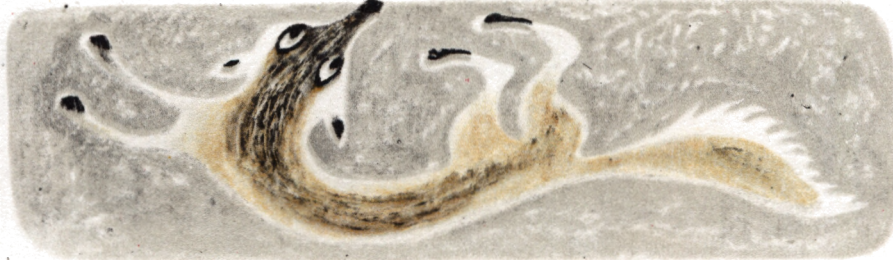
Der dumme Eber hörte auf ihn. Mit seinen Hauern schlitze er sich die Brust auf, doch ehe er zum Trinken kam, hatte er sein ganzes Blut verloren und mußte sterben. Da stürzte sich der Fuchs gierig auf das Fleisch des Ebers und hatte noch einige Tage zu fressen. Bald aber war auch das Fleisch des Ebers alle. Und wieder plagte den Fuchs der Hunger. Über jener Grube aber stand ein Baum. Auf diesem Baum baute gerade eine Drossel ihr Nest. Der Fuchs schaute aus der Grube zu ihr hinauf und sprach:

„Drossel, Drossel, was machst du?“

„Ich baue ein Nest.“

„Wozu brauchst du ein Nest?“

„Ich werde Eier legen.“





„Wozu brauchst du Eier?“
„Junge will ich haben.“
„Drossel, Drossel, wenn du mich nicht aus dieser Grube befreist, fresse ich deine Jungen.“
„Friß sie nicht, Fuchselein“, bat die Drossel, „sogleich werde ich dich befreien.“

Die Drossel ist bekümmert, sie weiß sich keinen Rat, wie sie dem Fuchs aus der Grube helfen soll. Dann aber flog sie, so schnell sie konnte, in den Wald und begann, Ästchen und kleine Zweige zu sammeln, und warf sie in die Grube. Und sie warf so lange Zweige in die Grube, bis der Fuchs hinausklettern konnte. Hoffte doch die Drossel, daß der Fuchs seines Weges gehen würde, jedoch vergebens! Der Fuchs legte sich unter den Drosselbaum und sprach:

„Drossel, Drossel, du hast mich doch aus der Grube befreit?“

„Ja, das habe ich.“

„Nun, dann mache mich satt, sonst fresse ich deine Jungen.“

„Friß sie nicht, Fuchselein, ich werde dich schon füttern.“

Die Drossel ist bekümmert und weiß sich keinen Rat, wie sie den Fuchs sattmachen konnte. Da dachte sie eine Weile nach und sagte zum Fuchs:

„Folge mir!“

Bald traten sie aus dem Wald, dort, wo ein Feldweg entlang führte.

„Leg dich hier in das Roggenfeld“, sagte die Drossel zum Fuchs, „und ich werde mir inzwischen überlegen, womit ich dich bewirten kann.“

Plötzlich sah die Drossel eine Frau des Weges kommen, sie trug in einem Korb ihrem Mann das Essen aufs Feld. Da stürzte sich die Drossel in eine Pfütze, machte sich naß, wälzte sich anschließend im Sand, so daß sie ganz schmutzig war, lief auf den Weg hinaus und begann, kläglich hin und her zu hüpfen, als ob sie nicht fliegen konnte. Die Frau kam näher und





sah voller Mitleid auf das naße und hilflose Vögelchen.

„Ich werde das Vöglein fangen, und es nach Hause tragen“, dachte sie, „die Kinder werden an ihm ihren Spaß haben.“

Die Frau machte ein paar Schritte auf das Vöglein zu, um es zu fangen, doch das Vöglein läuft hüpfend davon, fliegt aber nicht auf. Da stellte sie den Korb mit dem Essen ab und begann, die Drossel zu jagen. Die Drossel aber treibt ihr Spiel mit ihr. Mal läuft sie von der Frau fort, mal fliegt sie auf sie zu, und so entfernen sie sich immer weiter von dem Korb. Als die Drossel nun sah, daß sie schon weit genug vom Korb entfernt sind, breitete sie ihre Flügel aus und flog davon. Die Frau konnte nur noch die Arme nach ihr ausstrecken und schnell zum Korb zurück eilen. Doch was war das? Ein wüstes Bild bot sich ihr! Während sie der Drossel nachgejagt war, war der Fuchs sogleich aus dem Roggenfeld zu dem Korb geeilt. Er hatte kein Krümchen übriggelassen, den Rest verschüttet und weg war er!

Die Drossel aber sitzt wieder auf dem Baum und baut an ihrem Nest. Plötzlich sieht sie den Fuchs unter dem Baum stehen.

„Drossel, Drossel“, sprach der Fuchs, „du hast mich doch aus der Grube befreit?“

„Ja, Füchlein.“

„Und hast du mich nicht satt gemacht?“

„Ja, das habe ich.“

„Nun, dann tränke mich, oder ich fresse deine Jungen.“

„Friß sie nicht, Füchlein, ich gebe dir gleich zu trinken.“

Und wieder sitzt die Drossel bekümmert da und weiß sich keinen Rat, was sie dem Fuchs zu trinken geben soll. Sie denkt eine Weile nach und sagt dann zum Fuchs:

„Folge mir!“





Sie traten aus dem Wald heraus, wieder, wo der Feldweg lang führte.

„Leg dich hier ins Roggenfeld“, sagte die Drossel zu dem Fuchs, „ich werde inzwischen nachdenken, wie ich dir zu saufen geben kann.“

Da sieht die Drossel einen Fuhrmann des Weges kommen, der ein Wasserfaß geladen hat, um seinen Kohl zu gießen. Da flog geschwind die Drossel auf das Pferd zu, setzte sich auf seinen Kopf und begann an ihm herumzupicken.

„Scher dich fort!“ schrie der Fuhrmann und holte mit der Peitsche aus. Im Nu war die Drossel aufgeflogen, und der Mann traf sein Pferd am Kopf. Als wenn nichts geschehen wäre, setzte sich nun die Drossel auf das andere Pferd und pickte an seinem Kopf herum. Wieder holte der Mann mit der Peitsche aus und traf sein Pferd. Der Mann war böse auf die Drossel. „Dieser verfluchte Vogel!“ dachte er, „ist einfach nicht abzuschütteln!“ Währenddessen setzte sich die Drossel auf das Wasserfaß und begann zu picken.

„Na, warte mal!“ dachte der Mann, griff schnell nach einem Knüppel, traf aber nicht die Drossel, sondern das Wasserfaß. Von dem wuchtigen Schlag erschütterte das Faß, rollte vom Wagen hinunter, und das ganze Wasser floß aus und strömte den Weg entlang wie ein Bächlein. Da sprang auch schon der Fuchs aus dem Roggenfeld und trank sich satt. Der Mann aber schimpfte auf die Drossel, rollte das leere Faß wieder auf den Wagen und fuhr nach Hause.

Die Drossel sitzt wieder auf dem Baum und baut an ihrem Nest. Da erblickt sie plötzlich den Fuchs neben dem Baum.

„Drossel, Drossel, hast du mich nicht aus der Grube befreit?“

„Ja.“

„Hast du mich nicht satt gemacht?“

„Ja.“

„Und getränkt hast du mich doch auch?“







„Ja, auch das.“

„Jetzt sollst du mich zum Lachen bringen; wenn du es nicht tust, fresse ich, bei Gott, deine Jungen bei lebendigem Leibe.“

„Friß sie nicht, Füchselein, ich werde dich zum Lachen bringen.“

Wieder sitzt die Drossel bekümmert da und weiß sich keinen Rat, wie soll sie den Fuchs nur zum Lachen bringen? Nach einer Weile aber sagt sie zu ihm:

„Folge mir!“

Sie traten aus dem Wald, wieder dort, wo der Feldweg entlang führte. Da kam das gleiche Fuhrwerk des Weges, das das Wasserfaß geladen hatte. Diesmal saß der Mann selbst auf dem Kutschbock und hinter ihm saß sein Sohn mit einem Stock in der Hand. Geschwind flog die Drossel zu dem Fuhrwerk, setzte sich auf die Schulter des Mannes und begann zu picken.

„Vater, Vater!“ rief der Junge, „auf Eurer Schulter sitzt ein Vogel! Haltet still, ich schlage ihn tot.“

Kaum hatte der Alte vernommen, was sein Sohn gesagt hat, da holte auch schon der Junge aus und traf die Schulter des Vaters. Die Drossel flog auf und setzte sich nach einer Weile auf die andere Schulter des Mannes. Der Junge holte wieder weit mit dem Stock aus und traf noch schmerzhafter die Schulter seines Vaters.

„Oh, Sohn, was tust du da?“ schrie der Vater auf.

„Seid still, Vater! Irgend so ein Vogel will sich auf Eure Schulter setzen, ich muß ihn treffen.“

„Dann treffe ihn und schlage nicht mich!“ schrie der Vater, seine Schmerzen unterdrückend.

Nun flog die Drossel um sie herum und setzte sich schließlich auf den Kopf des Alten und begann an seinem Strohhut zu picken, als ob das so sein muß. Der Junge griff mit der Hand nach der Drossel, um sie zu fangen, sie jedoch entwischte ihm. Da setzte sich die Drossel zum zweitenmal auf den Kopf des Alten, wie-





der streckte der Junge seine Hand nach ihr aus — wieder vergebens.

„Warte nur, du Teufelsvogel! Gleich sollst du was erleben!“ dachte der Junge. Und als sich die Drossel zum drittenmal auf den Kopf des Alten setzte, holte er, ohne zu überlegen, weit aus und traf den Vater so stark, daß diesem schwarz vor den Augen wurde. Die Drossel aber flog auf und davon. Der Fuchs, der im Roggenfeld saß, hatte das alles mit angesehen. Er hielt sich den Bauch vor Lachen über die Streiche der Drossel. Als die Drossel sah, daß sie den Fuchs zufriedengestellt hatte, atmete sie erleichtert auf.

„Nun“, dachte sie, „wird er mich endlich in Ruhe lassen und nicht mehr meine Jungen bedrohen!“

Kaum aber hatte sie sich wieder an den Nestbau gemacht, erschien der Fuchs unter dem Baum.

„Drossel, Drossel“, sprach der Fuchs, „hast du mich nicht aus der Grube befreit?“

„Ja.“

„Hast du mich nicht satt gemacht?“

„Ja.“

„Und getränkt hast du mich doch auch?“

„Ja.“

„Ja, und zum Lachen hast du mich eben auch gebracht?“

„Ja, auch das.“

„Jetzt sollst du mir einen Schreck einjagen, gruslig soll mir werden, andernfalls fresse ich deine Jungen mit Haut und Knochen.“

Die Drossel ist zutiefst bekümmert, sie weiß sich keinen Rat, wie sie dem Fuchs einen Schreck einjagen soll.

Nach einer Weile aber sagt sie:

„Was bleibt mir anders übrig? Folge mir, ich werde dir Angst einjagen.“

Da führte die Drossel den Fuchs am Waldrand entlang zu einer großen Weide. Dort weidete eine große Schafherde. Die Hirten saßen in der Laubhütte, die





Hunde aber rannten um die Herde herum, hielten sie zusammen und bewachten die Schafe. Kaum hatte der Fuchs die Hunde erblickt, blieb er am Waldrand stehen und wollte keinen Schritt weiter gehen.

„Nun, Fuchs, hast du Angst?“ fragte die Drossel.

„Aber nein, ich habe doch keine Angst“, sagte der Fuchs, „ich bin nur ein bißchen müde vom Laufen und möchte mich ein wenig ausruhen.“

„Wie soll ich dir denn Angst machen, wenn du nicht weiter gehen willst?“ drängte ihn die Drossel.

„Tu, was du willst“, erwiderte der Fuchs, „aber denke daran, wenn du mir keine Angst einjagst, so fresse ich deine Jungen mit Haut und Knochen.“

„Gut“, sagte die Drossel, „leg dich hier ins Gras und sieh zu, was ich machen werde. Und wenn dir angst und bange wird, rufe mich, damit ich aufhöre.“

Mit diesen Worten flog die Drossel fort, direkt zu den Hunden hin und scharrte vor ihrer Nase in der Erde. Sogleich stürzten sich die Hunde auf sie, die Drossel aber flog auf und setzte sich dann wieder nicht weit von dem Platz, wo sie gesessen hatte, aber schon näher zum Fuchs hin. Der Fuchs verfolgte das alles mit großer Spannung und wartete ab, was weiter kommt. So bemerkte er nicht, daß die Hunde immer näher kamen. Da stieß sich die Drossel von der Erde ab, öffnete aber nur einen Flügel, als ob sie sich verletzt hätte und flog geradewegs zum Fuchs. Die Hunde aber jagten ihr nach.

Wie das der Fuchs sah, verstand er sofort, daß die Sache ein schlechtes Ende nehmen kann. Er sprang auf und schrie die Drossel wütend an:

„Was fällt dir ein, du Dumme?! Du lockst doch nicht etwa mit Absicht die Hunde auf mich?“

Da hatten ihn wahrhaftig schon die Hunde entdeckt und setzten ihm schnell nach. Der Fuchs konnte noch einige Sätze machen, und da hatten ihn auch schon die Hunde eingeholt und zerrissen.





DER HASE UND DER BÄR

Einst lebte in einem Wald ein mächtiger und grimmi-
ger Bär. Wenn er durch den Wald ging, so erwürgte
und zerriß er alles, was ihm nur über den Weg lief:
einen fraß er, aber zehn andere ließ er einfach so lie-
gen. Umsonst hatte er sie getötet! Der Wald war groß,
und Wild gab es in ihm in Hülle und Fülle. Jedoch auf
allen Tieren lastete die Angst, daß kein Jahr vergehen
würde und im Walde gäbe es keine einzige lebendige
Seele mehr, wenn der braune Wüterich es so weiter
triebe. Darum versammelten sich alle Tiere, und es
wurde lange beraten, bis sie einen Beschluß faßten. Sie
schickten einen Boten zu dem Bären und ließen ihm
ausrichten:

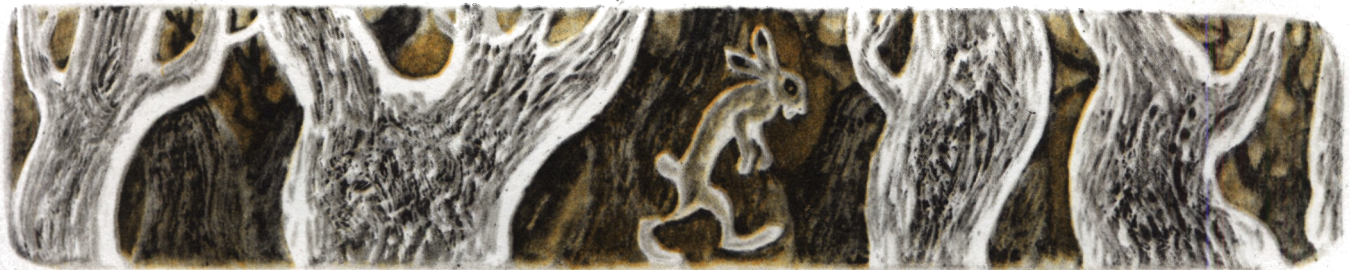
„Hochverehrter Herr Bär! Warum quält Ihr uns so
sehr? Einen frißt Ihr nur, zehn andere zerreißt Ihr und
laßt sie einfach liegen. Wenn das so weiter geht, gibt
es in einem Jahr kein Lebewesen mehr im Walde. Wäre
es nicht besser so: Ihr bleibt ruhig in Eurer Höhle sit-
zen, und wir schicken Euch täglich einen von uns zum
Verspeisen?“

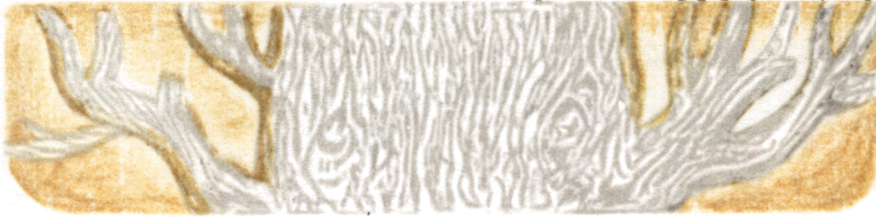
Der Bär hörte sich das an und sprach:

„Gut! Aber wehe euch, wenn ihr mich auch nur einen
Tag betrügt, dann zerreiße ich euch alle.“

Von da an schickten die Tiere tagtäglich einen aus
ihrer Mitte dem Bären zum Mittagmahl. Sie hielten es
so: wer das Los zog, mußte zum Bären gehen und sich
fressen lassen.

Eines Tages traf es den Hasen. Wie erschrak da der
Arme, aber was sollte er tun. Er fügte sich in sein
Schicksal und bat nur um kleines Stündchen, damit er
von Frau und Kindern Abschied nehmen kann. Doch
ehe er die Häsin fand, sich seine ganze Familie ver-
sammelt hatte, bis sie weinend einander umarmend
Abschied nahmen, ging die Sonne schon dem Abend
zu. Nun war es wirklich höchste Zeit, sich auf den Weg
zu machen. Und so wanderte der Arme zur Höhle des



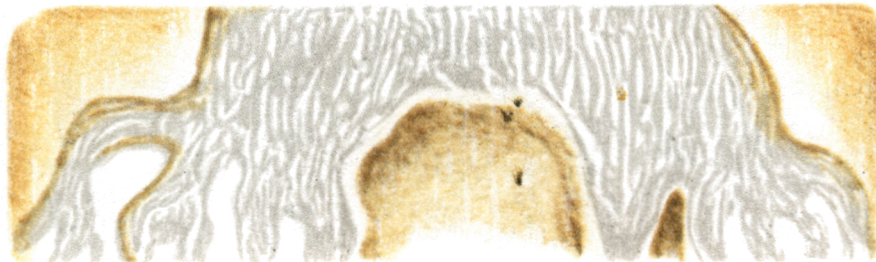


Bären. Denkt aber nicht, daß er nach Hasenart lief, schnell durch den Wald hoppelte oder gar Haken schlug. Ach je, dem armen Hasen war jetzt nicht nach großen Sprüngen zumute. Er ging einen Fuß vor den anderen setzend, immerfort seine Tränen abwischend, und seufzte so laut, daß es im ganzen Wald widerhallte. Da sah er plötzlich einen Steinbrunnen mitten im Wald, der ringsum mit Brettern eingefast war und ganz tief unten Wasser. Der Hase stellte sich an den Brunnenrand, schaute nach unten und — tropf-tropf — fielen seine Tränen ins Wasser. Plötzlich bemerkte er sein Gesicht unten im Wasser, schaute noch einmal ganz genau hin, wurde mit einmal froh und lustig, ja er tat sogar einen Freudensprung. Ein glücklicher Gedanke war ihm gekommen, wie er sich vom Tode retten und alle Tiere von diesem grimmigen und tollwütigen Bären befreien konnte. Schon waren seine Tränen getrocknet, er seufzte auch nicht mehr laut, sondern sauste wie der Wind zu der Höhle des Bären.

Mittlerweile war es schon Abend geworden. Der Bär hatte den ganzen Tag in seiner Höhle gehockt und gewartet, daß ihm die Tiere sein Mittagessen schickten. Er wartete und wartete, doch vergebens. Der Hunger begann ihn zu plagen, und mit dem Hunger wuchs die Wut in seinem Herzen.

„Was hat das zu bedeuten?!“ brüllte der Bär. „Was fällt ihnen ein? Entweder sie haben mich vergessen, oder sie glauben, daß ich von einem Raben noch zwei Tage satt bin. Oh, diese verfluchten Tiere! Wenn ich in einer Minute nicht mein Fressen von ihnen kriege, so schwöre ich bei meiner Seele, gehe ich morgen, bevor es noch tagt, in den Wald und erwürge alle, aber auch alles, was in ihm lebt. Keinen einzigen Schwanz laß ich übrig!“

Jedoch eine Minute nach der anderen, eine Stunde nach der anderen verging, aber kein Fressen wurde geschickt. Gegen Abend wußte der Bär vor Hunger und Wut schon nicht mehr ein noch aus.





In solch einer Stimmung fand ihn der Hase vor. „Wie konntest du es wagen, so spät zu kommen? Wegen dir, wegen solch einer elenden Mücke, muß ich den ganzen Tag hungern!“ brüllte ihn der Bär an.

Bei dem Gebrüll und den bösen Worten des Bären zitterte der arme Hase vor Angst am ganzen Körper. Nach einer Weile faßte er sich jedoch, stellte sich artig auf die Hinterpfötchen vor den grimmigen Bären hin und sprach, so höflich, wie er nur konnte:

„Allergnädigster Herr Bär! Es ist nicht meine Schuld, daß ich so spät komme. Auch die Tiere des Waldes sind nicht daran schuld. Im Gegenteil — sie hatten sich heute, an Eurem Namenstag, in aller Früh versammelt und vier von uns für Euch ausgesucht. Ja, und wir sind sogleich wie der Wind zu Euch geeilt, damit Ihr, allergnädigster Herr Bär, ein gutes Mittagessen habt.“

„Na und? Und warum kommst du erst jetzt, und wo sind die anderen drei?“ fragte der Bär.

„Uns ist unterwegs etwas Schlimmes widerfahren“, sprach der Hase. „Als wir so sorglos auf dem Waldpfad dahinschritten, wir wissen doch, daß es keinen mächtigeren Herren im ganzen Walde gibt als Euch, sprang auf einmal aus einer steinernen Festung ein riesiger Bär auf uns zu.“

„Halt! Stehengeblieben!“ schrie er. Wir verharrten auf der Stelle.

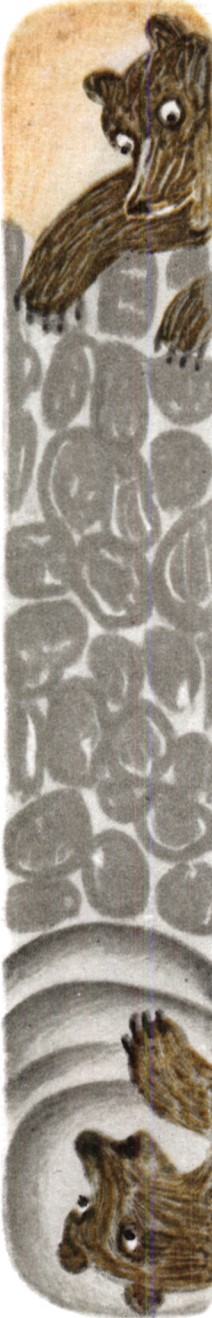
„Wohin des Weges?“ Wir sagten die Wahrheit.

„Ho-ho!“ brüllte er da. „Daraus wird nichts. Das ist mein Wald, und ich erlaube es nicht, daß ihr jeden Zugelaufenen von eurem Fleisch ernährt. Ihr gehört mir, und ich fresse euch zu Mittag.“

Da begannen wir zu bitten, ihn anzuflehen, sagten ihm, daß heute Euer Namenstag sei, daß es nicht schön sei, Euch an so einem Tag ohne Fressen zu lassen, er aber blieb taub für unsere Worte.

„Ich bin hier der Herr!“ schrie er daraufhin. „Ich allein habe das Recht auf euch, und niemand kann mir das verbieten.“





Mit diesen Worten schleppte er uns alle vier zu seiner Festung. Mit Müh und Not gelang es mir, ihn zu überreden, mich wenigstens zu Euch zu lassen. Nun, gnädiger Herr, entscheidet selbst, ob wir daran schuld sind, daß Ihr den ganzen Tag habt Hunger leiden müssen und was mit mir geschehen soll.“

Als der Bär diese Rede vernommen hatte, übertrug sich sein ganzer Zorn auf jenen neuen Rivalen, der es gewagt hatte, sich ihm in den Weg zu stellen.

„Was nimmt sich dieser erbärmliche Landstreicher heraus? Dringt in mein Reich ein!“ wütete der Bär, mit seinen mächtigen Krallen die Erde aufwühlend. „He, Hase, führe mich sofort zu ihm, in winzige Stücke werde ich ihn zerreißen!“

„Allergnädigster Herr“, gab der Hase zu bedenken, „das ist ein gar sehr mächtiger Herr, er ist so schrecklich...“

„Wa-as? Du denkst doch nicht etwa, daß ich mich vor ihm fürchte? Unverzüglich führst du mich zu ihm, und wir werden sehen, wer stärker ist.“

„Allergnädigster Herr, aber er wohnt in einem Steinschloß...“

„Pah! Sein Schloß soll für mich kein Hindernis sein! Los zu ihm, ich werde ihn schon kriegen, und sollte er auf der höchsten Spitze einer Eiche sitzen.“

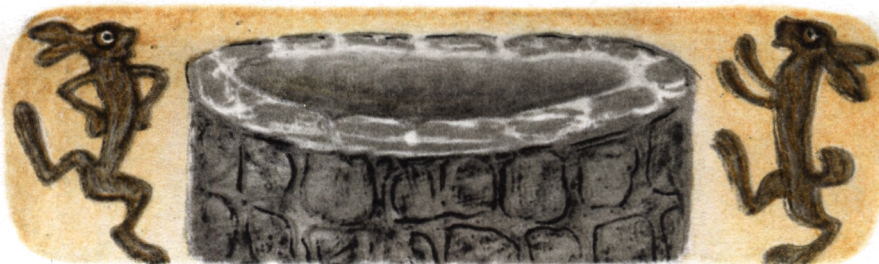
Da führte der Hase der Bären zum Brunnen und sprach:

„Allergnädigster Herr! Groß ist Eure Kraft. Schaut nur, als Euer Feind Euch gesehen hat, hat er sich gleich in sein Steinschloß zurückgezogen.“

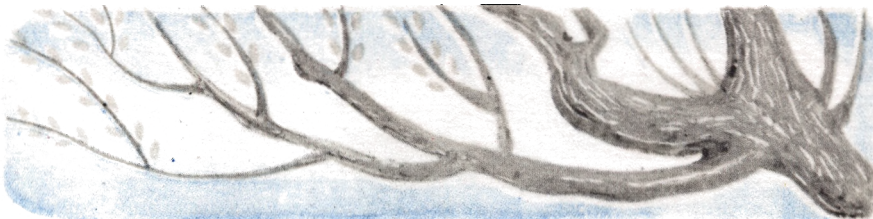
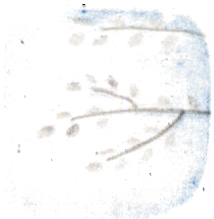
„Wo ist er? Wo ist er?“ schrie da der Bär, sich nach allen Seiten umsehend, jedoch niemanden bemerkend.

„Kommt und schaut hierher“, sprach der Hase und führte den Bären zum Brunnen. Der Bär richtete sich am Brunnenrand auf, beugte sich über den Rand, schaute hinunter und erblickte in der Tat einen Bären.

„Seht Ihr Euren Feind?“ fragte der Hase. „Wie er nur aus seiner Festung hervorblickt!“







„Ich wäre nicht der gefürchtetste Bär des Waldes, wenn ich ihn nicht erwische!“ sagte der Bär und brüllte aus voller Kehle in den Brunnen hinunter. Und aus dem Brunnen hallte es zurück, zweimal stärker, wie aus einer Riesentrompete.

„Ach, du Elender!“ brüllte der Bär außer sich. „Du drohst mir noch? Na warte, gleich sollst du etwas erleben!“

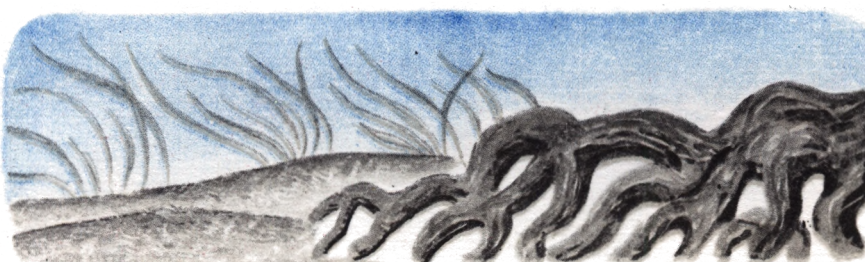
Mit diesen Worten stürzte sich der Bär in den Brunnen und ertrank.

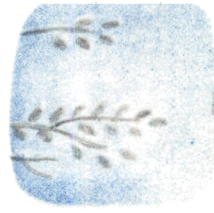
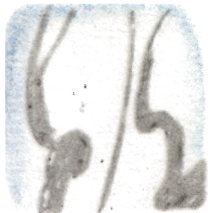
Der Hase aber stand am Brunnenrand und schaute so lange hinunter, bis der schreckliche Feind aller Tiere nicht mehr zu sehen war. Dann eilte er, so schnell er konnte, zu den Tieren und erzählte ihnen, wie es ihm gelungen war, den braunen Wüterich zu überlisten und sie alle von dem schweren Leid zu befreien. Man kann sich vorstellen, welch eine große Freude da im ganzen Walde herrschte und wie alle Tiere den Hasen für seine kühne Tat lobten.

DIE KRÄHE UND DIE NATTER

Auf einer hohlen, knorrigen Weide am Fluß hatte die Krähe ihr Nest. Sorglos, keine Gefahr witternd, legte sie Eier, brütete, und als den Eiern die Jungen entschlüpften, flog die alte Krähe, um Futter für sie zu suchen.

Aber in dem hohlen Stamm der Weide hatte sich auch eine schwarze Natter eingenistet. Sie hatte nur darauf gewartet, daß die Jungen ausgeschlüpft waren, und kaum hatte die alte Krähe das Nest verlassen, kroch die Natter aus ihrer Höhle zum Nest hinauf, packte ein Junges, brachte es in ihre Höhle und verspeiste es dort. Als die Krähe zurückkehrte, bemerkte sie sofort, daß ein Junges fehlte. Sie krächzte und krächzte nach ihm, doch dann hörte sie auf, was konnte sie noch tun? Am anderen Tag, sieh: da fehlte schon ein





zweites, und die Woche war noch nicht um, da waren alle Krähenkinder, noch nackt und schwach, verschwunden. Wie krächzte und klagte da die alte Krähe — aber es half ja nicht. Sie mußte noch einmal Eier legen und sie wieder ausbrüten. Doch auch beim zweiten Mal geschah das gleiche Unglück. Kaum waren die Jungen ausgeschlüpft und die Mutter auf Futtersuche, kroch die Natter Tag für Tag zur Weide hinauf und holte sich ein Junges nach dem anderen.

Doch eines Tages überraschte die Krähe ihren grausamen Feind. Sie ertappte die Natter dabei, wie sie das letzte Junge nahm. Es schrie nämlich so laut, daß es auf dem ganzen Feld zu hören war. Was aber konnte die arme Krähe tun? Sie stand vor dem Eingang der Höhle, schrie sich die Kehle heiser, den bösen Räuber anklagend und verfluchend, während die Natter seelenruhig in ihrer Höhle an dem Krähenjungen knabberte. Sie fühlte sich sicher und geborgen und wußte nur zu gut, daß ihr die Krähe nichts tun konnte.

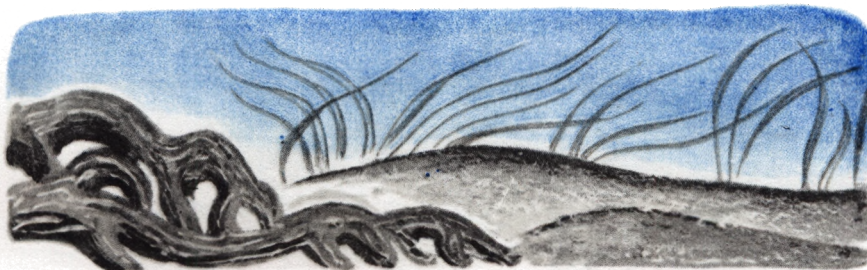
Ja, auch die Krähe begriff bald, daß hier Weinen und Klagen nicht helfen. Und sie beschloß, sich bei ihrer Gevatterin, der Füchsin, rat zu holen, deren Häuschen nicht weit von ihr, am steilen Ufer, stand.

„Ach, Gevatterin“, seufzte die Krähe, „rate mir, was soll ich bloß mit meiner bösen Nachbarin, der schwarzen Natter tun? Sie wohnt in der gleichen Weide wie ich, und das ist mein Unglück! Zweimal habe ich schon Junge ausgebrütet, und beide Male hat diese Diebin sie mir aus dem Nest gestohlen und aufgefressen! Ich aber kann, so sehr ich mich auch mühe, sie nicht aus ihrer Höhle bekommen.“

Die Füchsin dachte eine Weile nach, wiegte den Kopf, wedelte mit dem Schwanz und sagte:

„Hier, Gevatterin, ist mit Gewalt nichts zu erreichen, hier muß man zur List greifen.“

„Ja, das sehe ich selbst“, pflichtete ihr die Krähe bei, „zu meinem Unglück aber fällt mir keine List ein.“





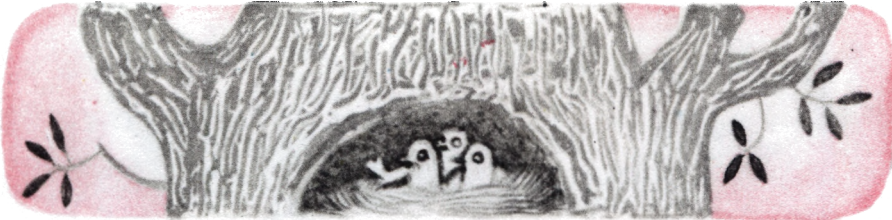
„Hör gut zu, Gevatterin, was ich dir jetzt sage. Hierher zum Fluß kommt oft die Königstochter baden. Passe sie ab, und sowie die Königstochter ihre goldene Halskette oder ein anderes glänzendes Geschmeide am Ufer ablegt, stiehl es und fliege mit ihm davon. Tu es aber so auffällig, daß dich die Diener mit dem Schmuck im Schnabel bemerken. Sie werden dann schreien und dir nachjagen. Du aber fliegst geradewegs zu der Weide und läßt den Schmuck in die Höhle der schwarzen Natter fallen. Dann fliege davon! Du wirst sehen, was geschieht.“

Die Krähe hörte auf den Rat der Füchsin. Und als die Königstochter zum Fluß baden kam, ihre Kleider ablegte, ihre glänzende goldene Kette abnahm und in den Sand legte, kam die Krähe geflogen, packte die Kette und flog schnell davon. Die Diener hatten das bemerkt und jagten mit Geschrei der Krähe nach, diese aber flog schnurstracks zu ihrer Weide, warf die goldene Kette in die Höhle der Natter, setzte sich auf einen Baum in der Nähe und wartete ab, was weiter geschieht.

Da kamen auch schon die Diener zur Weide gelaufen. Sie hatten gesehen, wie sich die Krähe mit der goldenen Kette auf den Baum gesetzt hatte, dann aber ohne sie hochgeflogen war. Also mußte sie die Kette hier irgendwo fallen gelassen haben! Sie begannen zu suchen, bis einer der Diener nicht zufällig in den hohlen Stamm der Weide hineinblickte und dort die goldene Kette glitzern sah. Sofort vergrößerten sie das Loch, und was sahen sie da? In der Höhlung lag zusammengerollt eine riesige schwarze Natter. Die Diener fragten nicht danach, ob die Natter an dem Diebstahl schuld war oder nicht. Sie zogen sie aus ihrer Höhle, schlugen sie tot und nahmen die Goldkette an sich.

Die Krähe aber freute sich sehr über den Tod ihres Feindes. Und von dieser Stunde an lebte sie in Ruhe und Frieden.





DER ZAUNKÖNIG UND DER BÄR

19

Einmal gingen der Bär und der Wolf durch den Wald. Da hörten sie plötzlich ein Vögelchen im Gebüsch singen. Sie traten näher und bemerkten, wie es mit erhobenem Schwänzchen zwitschernd von Ast zu Ast hüpfte.

„Bruder Wolf, was ist das für ein Vogel, der so schön singt?“ fragte der Bär.

„Pst, nicht so laut, Bär, das ist der Zaunkönig!“ flüsterte der Wolf.

„Der Zaunkönig?“ flüsterte nun ebenfalls der erschrockene Bär. „Oh, wenn das so ist, müssen wir uns vor ihm verneigen!“

„Natürlich“, sagte der Wolf und beide verneigten sich fast bis zur Erde vor dem Zaunkönig. Dieser aber würdigte sie nicht einmal eines Blickes, hüpfte von Ast zu Ast, zwitscherte und wippte auf und nieder mit seinem Schwänzchen.

„Hast du das gesehen, so klein und so stolz!“ brummte der Bär. „Er hat nicht einmal zu uns rübergeschaut! Ich würde gern mal einen Blick in seinen königlichen Palast werfen.“

„Ich weiß nicht, ob sich das geziemt“, sagte darauf der Wolf. „Zwar weiß ich, wo er sich befindet, habe aber noch nie gewagt, dort hineinzuschauen!“

„Ach was, ist dir etwa bange?“

„Nicht direkt bange, aber wer weiß, was daraus entstehen kann?“

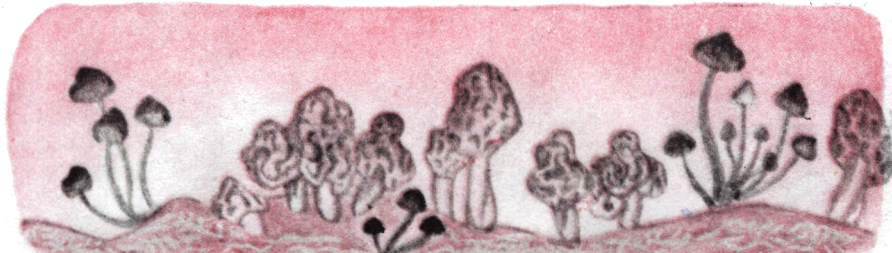
„Komm, ich schaue nur kurz mal hinein!“ sprach der Bär.

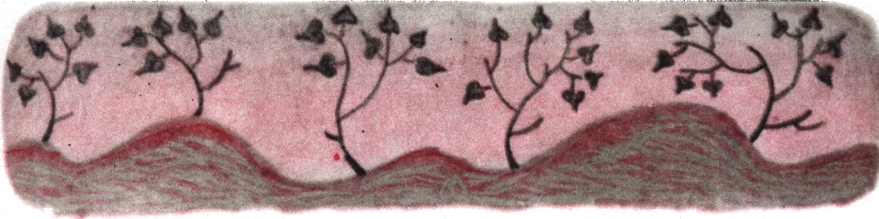
Und sie gingen zu einem hohlen Baum. Dort war das Nest des Zaunkönigs. Aber ehe der Bär dazu kam, einen Blick hineinzuworfen, zog ihn der Wolf rasch an seinem Pelz von hinten zurück.

„Bär“, flüsterte dieser, „halt ein!“

„Was ist denn?“

„Siehst du denn nicht, der Herr König kommt geflo-





gen. Und da ist auch schon die Frau Königin. Es gehört sich nicht, in ihrer Anwesenheit in den Palast hineinzuschauen.“

Und kaum hatten sich der Bär und der Wolf im nahen Gebüsch versteckt, da kamen auch schon der Herr König und seine Frau mit Futter im Schnabel zu dem hohlen Baum geflogen, um ihre Jungen zu füttern. Kurz darauf, als der König und die Königin wieder fortgefliegen waren, näherte sich der Bär abermals dem hohlen Baum und guckte hinein. In dem hohlen Baum sah es nicht anders aus, als in allen halbverfaulten Bäumen. Das Nest war mit Federn ausgelegt, und darin lagen fünf junge Zaunkönige.

„Das soll ein königlicher Palast sein!“ rief der Bär laut. „Das ist eher eine erbärmliche Höhle! Und diese Piepvögel sollen Königskinder sein? Pfui Teufel, wie häßlich sie sind, die Hergelaufenen!“

Der Bär spuckte kräftig aus und wollte schon weiter gehen, als plötzlich die jungen Zaunkönige im Nest laut zu piepsen begannen:

„He-he, Herr Bär! Hast du etwa vor uns ausgespuckt? Diese schwere Beleidigung wird dir teuer zu stehen kommen.“

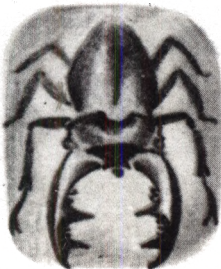
Von diesem Geschrei überlief es den Bären eiskalt, und er trabte schnell fort von diesem verfluchten hohlen Baum zu seiner Höhle und setzte sich hinein. Die jungen Zaunkönige aber schrien und lärmten im Nest fort, so lange, bis ihre Eltern kamen.

„Warum schreit ihr so? Was ist passiert?“ fragten die Eltern und reichten ihren Kindern eine Fliege, einen Wurm, das, was sie gerade gefunden hatten.

„Wir wollen keine Fliegen! Wir wollen keine Würmer!“

„Was ist denn euch widerfahren?“ fragten sie die Eltern aus.

„Der Bär ist hier gewesen und hat uns Hergelaufene gescholten und auch noch unser Nest bespuckt“, klagten die jungen Zaunkönige.







„Unerhört!“ schrie der alte Zaunkönig und, ohne lange zu überlegen, flog er zu der Höhle des Bären. Er setzte sich auf einen Ast direkt über dem Haupte des Bären und rief:

„Du alter Brumbär, was hast du dir dabei gedacht, als du meine Kinder Hergelaufene gescholten und mein Nest bespuckt hast? Du wirst mir dafür büßen! Morgen, noch ehe es tagt, wollen wir einen blutigen Krieg ausmachen.“

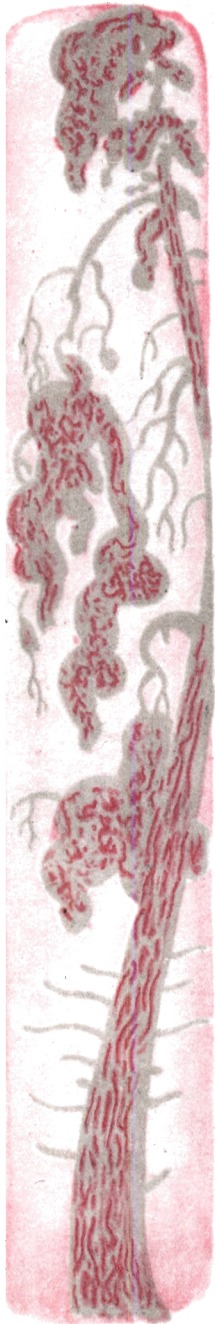
Was blieb da dem Bären weiter übrig? Krieg war ihm angekündigt, also mußte er in den Krieg ziehen. Und so ging er, um alle Tiere um Hilfe zu bitten: Wolf, Fuchs, Dachs, Gemse, Hase — das ganze vierfüßige Getier des Waldes. Der Zaunkönig aber berief nicht nur die Vögel, sondern auch das gesamte Kleingetier des Waldes: Fliegen, Hummeln, Hornissen, Mücken und andere Insekten. Er befahl ihnen, sich bis morgen auf den großen Krieg vorzubereiten.

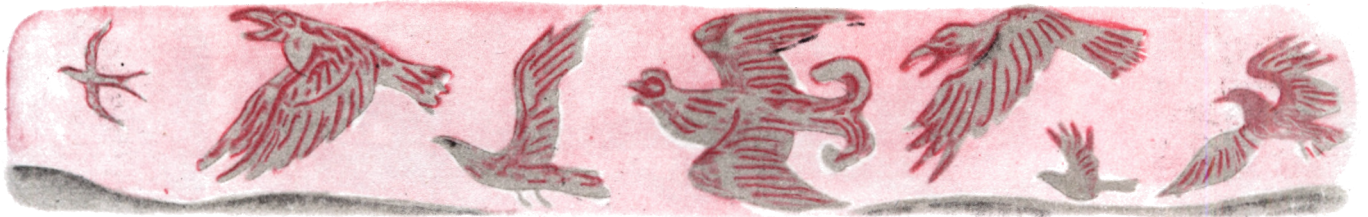
„Hört mal her“, sprach der Zaunkönig, „wir brauchen jemanden, der auskundschaftet, wer der Kommandierende General im Lager des Feindes ist und wie die Kampfparole lautet.“

Und der Kriegsrat beschloß, die Mücke zu schicken. Sie war die kleinste und die listigste von allen. Und so schwärmte die Mücke aus zum Bärenlager; dort hatte sich gerade der Kriegsrat versammelt.

„Womit beginnen wir?“ fragte der Bär. „Du, Fuchs, bist der schlaueste unter allem Getier, du sollst unser General sein.“

„Gut“, willigte der Fuchs ein. „Hätten wir es nur mit den Vierbeinern des Waldes zu tun, so müßte uns der Bär anführen. Da wir es aber mit allem möglichen fliegenden Zeug zu tun haben, bin ich vielleicht für euch von größerem Nutzen: denn hier entscheidet ein schnelles Auge und ein listiger Kopf. Hört her, welchen Plan ich habe. Der gefiederte Feind wird uns aus der Luft angreifen. Aber das soll uns gleich sein. Wir marschieren geradewegs zu dem Nest des Zaunkönigs





und nehmen seine Kinder gefangen. Haben wir sie erst in unseren Händen, dann zwingen wir der alten König, den Krieg zu beenden und sich uns unterzuordnen. Damit hätten wir den Krieg gewonnen.“

„Gut, gut!“ stimmten ihm laut alle Tiere zu.

„Also“, sprach der Fuchs weiter, „wir müssen in dichter Marschordnung auf den Feind zu marschieren. Nur zusammenhalten! Denn, wenn wir uns zersplittern, kann es für uns schlecht ausgehen. Vergeßt nicht, der Feind hat Adler, Habichte und sonstiges Vogelvolk, das nur darauf wartet, uns die Augen auszuhaken. Zusammen sind wir sicherer!“

„Ganz recht! Ganz recht!“ schrie der Hase, dem allein bei dem Gedanken an den Adler die Beine vor Angst zitterten.

„Ich werde an der Spitze marschieren und ihr folgt mir“, fuhr der Fuchs fort. „Seht ihr meinen Schwanz? Er wird unser Kampfbanner sein! Nach ihm müßt ihr euch richten! Solange ich ihn aufrecht halte, könnt ihr mutig drauf losmarschieren. Sollte ich aber einen Hinterhalt bemerken, so lasse ich ihn etwas herunterhängen. Das ist das Zeichen für euch, etwas langsamer zu marschieren und auf der Hut zu sein. Sollte aber die Lage für uns aussichtslos sein, so klemme ich den Schwanz zwischen die Beine. Das bedeutet dann für alle: Lauft, was ihr könnt!“

„Sehr gut! Ausgezeichnet!“ riefen alle Tiere und lobten den Fuchs für seine Findigkeit.

Die Mücke aber in ihrem Versteck hatte den ganzen klugen Plan mit angehört. Sie flog zu dem Zaunkönig und berichtete alles ausführlich.

Am anderen Tage in aller Frühe rüsteten sich alle Bewohner des Waldes zum Krieg. Die Erde dröhnte, der Wald erzitterte, Bäume zerbarsten, Gebrüll, Geheul und Gegrünze im ganzen Wald, so daß einem das Fürchten kam. Und die Luft war erfüllt von dem Rauschen des gefiederten Feindes. Raschelnd fielen die Blätter von den Bäumen. Überall Gesumm, Gebrumm,





Gekrächze und Geschrei. In dichten Reihen zogen die Tiere geradewegs zum Nest des Zaunkönigs. Und wie eine dicke Wolke flog über ihnen die gefiederte Armee des Zaunkönigs, aber sie konnte das vierfüßige Heer nicht zum Stehen bringen.

Jedoch der alte Zaunkönig machte sich darum keine Sorgen, obwohl er den Fuchs mit stolz erhobenem Schwanz siegesgewiß an der Spitze seines Heeres marschieren sah.

Er ließ die Hornisse rufen und sprach:

„Höre, meine Gute! Siehst du den Fuchs dort? Das ist der kommandierende General des Gegners. Sause hinunter, setz dich unter seinen Bauch und stich ihn aus Leibeskräften.“

Die Hornisse tat, wie ihr geboten war. Der Fuchs merkte sogleich, daß etwas an seinem Bauch krabbelte. Ach, könnte er es doch mit seinem Schwanz verscheuchen. Aber das durfte er nicht, denn sein Schwanz war das Kampfbanner!

Da stach auch schon die Hornisse zu, genau an seiner empfindlichsten Stelle.

„Au! Au!“ schrie der Fuchs, „tut das aber weh!“, und ließ seinen Schwanz etwas hinunter.

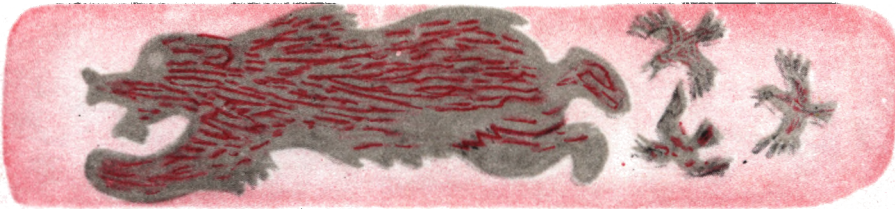
„Was ist los? Was ist los?“ schrien die Tiere durcheinander.

„Bestimmt ... irgendein ... Hinterhalt“, brachte der Fuchs mühsam hervor, vor Schmerz die Zähne zusammenbeißend.

„Ein Hinterhalt! Ein Hinterhalt!“ ging es wie ein Lauffeuer durch die Reihen. „Vorsicht, Hinterhalt!“

Jedoch in diesem Augenblick stach die Hornisse noch schmerzhafter zu. Der Fuchs heulte laut auf, sprang mit einem Satz nach vorn, klemmte den Schwanz zwischen die Beine und rannte davon! Die Tiere fragten nun auch nicht mehr, was dort vorn geschehen war, sondern ergriffen ebenfalls Hals über Kopf die Flucht. Jeder lief, so schnell er konnte, dorthin, wo er sicher wähnte. Das beflügelte Kriegs-





volk aber, die Wespen, die Mücken, die Hornissen und viele andere verfolgten sie, schlugen sie von oben mit den Flügeln, hackten auf sie ein, rissen an ihnen, stachen sie. Ein grausamer Kampf war das! Viele Tiere kamen um und die heil davongekommen waren, liefen um ihr Leben, suchten Zuflucht in ihren Höhlen. So hatte der Zaunkönig mit all seinen Vögeln und Insekten die große Schlacht gewonnen.

Freudig flog der König zu seinem Nest und rief seinen Kindern zu:

„Nun, Kinder, jetzt könnt ihr ruhig wieder essen, denn wir haben über die Vierbeiner gesiegt.“

„Nein“, widersprachen die jungen Zaunkönige, „wir essen nicht eher, bis der Bär hierher kommt und Abbitte tut.“

Was blieb da dem Zaunkönig anderes übrig, als zur Höhle des Bären zu fliegen. Dort setzte er sich auf einen Ast und sprach:

„Nun, Brummbär, wirst du noch einmal mit dem Zaunkönig Krieg führen?“

Der Bär, der in der hintersten Reihe marschiert war, lag jetzt stöhnend mit zerbrochenen Rippen in seiner Höhle.

Er war, als das Heer von Panik ergriffen worden war, von den Ebern, Gemsen und Hirschen niedergedrückt und getreten worden.

„Geh und laß mich in Ruhe“, brummte er. „Jedem werde ich sagen, daß er sich mit dir nicht einlassen soll.“

„Nein, Freundchen, das ist mir zu wenig“, entgegnete der Zaunkönig. „Du wirst dich vor das Nest meiner Kinder hinstellen und Abbitte tun. Weigerst du dich, wird es dir noch schlechter ergehen.“

Da erhob sich mühsam der Bär und schleppte sich zum Nest der jungen Zaunkönige, um sie um Verzeihung zu bitten.

Erst jetzt gaben sich die Jungen zufrieden und begannen wieder zu fressen und zu trinken.





DIE FÜCHSIN UND DER KRANICH

Einmal befreundeten sich die Füchsin und der Kranich, und sie lud ihn zu sich ein.

„Besuche mich, Kranich! Besuche mich, Liebster! Ich stelle alles auf den Tisch, was ich im Haus habe.“

Der Kranich nahm die Einladung an und kam zum Essen. Die Füchsin hatte Milchbrei gekocht, tat ihn hauchdünn auf ein Tellerchen und setzte es vor den Gast.

„Laß es dir gut schmecken, verschmähe nicht meine Speise. Ich habe sie selbst zubereitet“, forderte die Füchsin liebenswürdig den Gast zum Essen auf.

Der Kranich fuhr mehrmals mit dem Schnabel in den Teller, jedoch so sehr er sich auch bemühte, er konnte nichts mit dem Schnabel erfassen. Die Füchsin aber schleckte und leckte indessen den Milchbrei, bis der Teller leer war. Und als der ganze Milchbrei alle war, sprach sie:

„Verzeih, Gevatterchen, mehr habe ich nicht, um dich zu bewirten.“

„Auch dafür meinen Dank“, erwiderte mit demütiger Stimme der Kranich. „Du aber, liebe Füchsin, sei morgen mein Gast und komm zu mir Mittag essen.“

„Das ist aber nett, lieber Kranich, ich komme gern, warum sollte ich auch nicht kommen“, antwortete die Füchsin.

Am anderen Tag kam die Füchsin zum Kranich. Er hatte zu Mittag Fleisch, Rüben, Bohnen und Kartoffeln gekocht. Fein geschnitten tat er alles in einen hohen Tonkrug mit schmalem Hals und stellte das Essen auf den Tisch vor die Füchsin:

„Greif zu, liebe Gevatterin! Verschmähe nicht meine Speise, meine Liebe“, forderte sie der Kranich auf.

Die Füchsin schnupperte an der Speise — roch das aber gut! Sie wollte den Kopf in den Krug stecken, aber er ging nicht rein. Sie versuchte es mit der Pfote — aber sie bekam nichts heraus. Wie sich die Fuch-







sin auch drehte, um den Krug herumsprang, es gelang ihr nicht, etwas von der schmackhaften Speise herauszubekommen. Der Kranich aber holte sich in aller Ruhe ein Stückchen nach dem anderen aus dem Tonkrug, bis er leer war.

„Verzeih, meine Liebe“, sagte der Kranich, als alles aufgefressen war, „hättestst vorlieb nehmen müssen mit dem, was ich im Hause hatte, den mehr habe ich diesmal nicht.“

Die Füchsin war bitterböse auf den Kranich und bedankte sich nicht einmal für die Gastfreundschaft. Sie, seht ihr, dachte, sie könnte sich für die ganze Woche sättessen, und nun mußte sie mit leerem Magen nach Hause gehen. Von diesem Tage an schwor sich die Füchsin, keine Freundschaft mehr mit Kranichen zu halten.

DIE FÜCHSIN ALS GEVATTERIN

Es lebten einmal Brüderchen Wolf und Schwesterchen Füchsin, und sie beschlossen, sich ehrlich ihr Brot zu verdienen. Sie erwarben einen kleinen Acker und vereinbarten, Kartoffeln anzubauen. Am frühen Morgen gingen sie aufs Feld und gruben kleine Löcher, um Kartoffeln zu stecken. Sie hatten gut gefrühstückt, und, um mittags nicht nach Hause laufen zu müssen, hatten sie Mittagessen und Vesper mit aufs Feld genommen: einen Topf Honig und ein Körbchen Semmeln. Sie stellten den Korb mit dem Essen ins Gebüsch und machten sich an die Arbeit.

Sie gruben und gruben. Die Füchsin jedoch hatte die ehrliche Arbeit bald über. Sie tat, als ob sie fleißig grübe, im stillen aber sann sie darüber nach, wie sie's anstellen könnte, unbemerkt zum Gebüsch zu laufen, um von dem Honig zu naschen. Auf einmal hörte sie vom nahen Moor her einen Vogel laut rufen:

„Gup-gup-gup!“





„Ich höre, Gevatter, komme gleich“, rief die Füchsin zurück, als ob der Ruf ihr gegolten hätte. Sie warf die Hacke hin und wollte schon gehen. Da rief sie der Wolf an:

„Wo willst du hin, Füchsin?“

„Hast du denn nicht gehört? Mein Gevatter hat mich gerufen.“

„Was will er denn von dir?“

„Weißt du, wir hatten das noch gestern mit ihm abgesprochen. Er feiert doch heute Taufe und da hat er mich gebeten, Taufpatin zu sein.“

„Wenn dem so ist, mußt du gehen, halte dich aber nicht so lange auf!“

„Nein, nein! Ich bin gleich wieder zurück!“ versprach ihm die Füchsin. „Grabe nur ruhig weiter, ich hole dich ein.“

Und weg war sie zum Gebüsch, wo der Korb stand. Sie labte sich am köstlichen Honig, fraß dazu eine Semmel, band dann ordentlich das Bündel wieder zu, leckte sich die Schnauze ab und ging, Schwanz wedelnd, auf den Bruder Wolf zu.

„Ist denn die Taufe schon zu Ende?“ fragte der Wolf erstaunt.

„Ja, es ging sehr schnell“, erwiderte die Füchsin.

„Was hat denn deine Gevatterin zur Welt gebracht?“

„Einen Jungen.“

„Und auf welchen Namen wurde er getauft?“

„Viertelaus.“

„Na, das ist aber ein seltsamer Name! So einen habe ich noch nie gehört“, sprach der Wolf. Die Füchsin entgegnete darauf nichts und ging voller Tatkraft an die Arbeit.

Vielleicht war eine Stunde vergangen, vielleicht waren es auch schon zwei, als die Füchsin wieder großen Appetit auf Honig verspürte. Und kaum hatte der Vogel seine Stimme aus dem Moor erschallen lassen, da rief sie laut zurück:

„Ja! Komme gleich, Gevatter!“





„Was ist denn, Füchsin?“ fragte der Wolf.
„Ja, siehst du, das zweite Kindlein meines Gevatters ist gerade geboren worden, und ich soll wieder Taufpatin sein.“

„Nun, wenn man dich bittet, mußt du gehen, bleib aber nicht so lange weg!“

„Ich bin gleich wieder da, Wolf!“ versicherte sie und huschte fort zum Gebüsch hin. Mit beiden Pfoten packte sie sogleich den Honigtopf und tat sich gütlich an dem wunderbaren Honig, dazu fraß sie eine Semmel, so daß von ihrem gemeinsamen Vesperbrot wenig übrig blieb.

Dann kehrte sie zum Wolf zurück.

„Oh, da bist du ja schon! So schnell ging die Taufe?“

„Ja!“

„Was ist es denn diesmal?“

„Ein Mädchen.“

„Und auf welchen Namen wurde es getauft?“

„Halbaus.“

„Was du nicht sagst! Solch einen Namen habe ich noch nie gehört“, wunderte sich der Wolf.

„Diese Vögel, Wolf, geben ihren Kindern immer so ungewöhnliche Namen, weil sie Vögel mit lautstarken Stimmen sind.“

Sie arbeiteten weiter. Aber kaum war eine Stunde um, da gelüstete es die Füchsin wieder nach Honig. Und kaum rief der Vogel aus dem Schilf, da schrie sie zurück:

„Gleich, Gevatter! Komme schon!“

„Wohin schon wieder, Füchsin?“

„Hast du denn nicht gehört? Mein Gevatter hat mich abermals zur Taufe gebeten.“

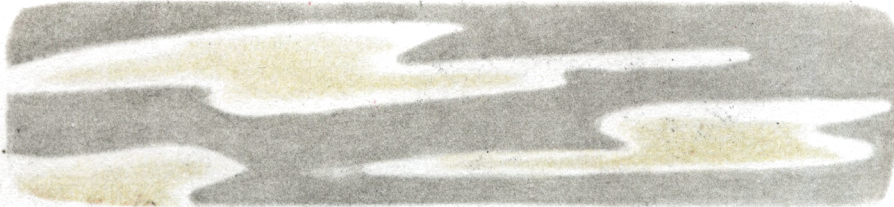
„Es ist kaum zu glauben, daß er dich so oft zur Taufpatin bittet“, sprach der Wolf.

„Er liebt mich eben sehr.“

„Na, dann geh schon! Bleib aber nicht so lange fort, wir müssen mit unserer Arbeit fertig werden.“

„Ich bin gleich wieder zurück, Wolf. Arbeite ruhig





weiter, hab keine Angst, ich schaffe schon meinen Teil.“

Die Füchsin eilte zum Gebüsch, fraß den restlichen Honig und die letzten Semmeln auf, kippte dann den Korb um, warf alles durcheinander und ging zum Wolf zurück.

„Bist ja schon zurück von der Taufe?“

„Ja.“

„Was hat denn diesmal deine Gevatterin geboren?“

„Einen Jungen.“

„Auf welchen Namen haben sie denn diesen getauft?“

„Restaus.“

„Na schön, soll er groß und stark werden!“

So gruben sie, bis die Mittagszeit kam. Der Wolf war schon lange hungrig, er schämte sich nur, es einzugestehen. Letzten Endes aber warf er die Hacke weg und sagte:

„Nun, jetzt ist es aber genug! Ist es nicht Zeit, Mittag zu essen?“

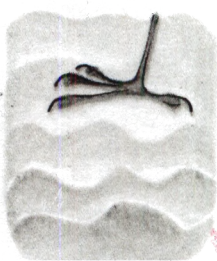
„Natürlich, es ist schon Mittagszeit, Bruder Wolf“, entgegnete die Füchsin und tat, als ob sie eifrig weiter grube und sich nicht von ihrer Arbeit trennen könnte.

„Bist du denn nicht hungrig?“

„Nicht sehr, iß nur selber. Ich bin doch auf der Taufe bewirtet worden.“

Da ging der Wolf zum Gebüsch und sah die Bescherung! Der Honigtopf war leer, ja bis zum letzten Tropfen ausgeleckt, der Korb lag umgekippt daneben und von den Semmeln war kein Krümmelchen übriggeblieben. Jetzt ging dem Wolf ein Licht auf, wohin die Füchsin so eifrig zur Taufe geeilt war und wie die Patenkinder zu solch seltsamen Namen gekommen waren.

„Jetzt erkenne ich dein wahre Gesicht, du falsche Füchsin! So bist du also!“ schrie der Wolf außer sich vor Zorn. „Wolltest mich wohl durch Arbeit und Hun-





ger zu Tode schinden, indem du selbst alles hinuntergeschlungen hast! Warte nur, das zahle ich dir heim. Ich werde dich selbst zum Mittag fressen.“

Die Füchsin hörte das wütende Geheul des Wolfes und sah, wie er zornentbrannt gelaufen kam, darum wartete sie nicht, bis er heran war, sondern gab den Beinen Fersengeld, jagte in den Wald und dort — husch! — gleich in den ersten besten Bau, den sie unter den Wurzeln einer alten Eiche entdeckt hatte. Dort glaubte sie sich in Sicherheit. Der Wolf aber, der ihr nachgehetzt war, bemerkte gerade noch, wie die Füchsin eilig ihr Schwanzende in den Bau zog.

„Ach, hier bist du?“ schrie der Wolf. „Komm sofort heraus! Du entgehst mir nicht!“

Aber die Füchsin war nicht dumm. Sie saß mucksmäuschenstill in dem Bau.

„Ah, du schweigst? Na schön! Rausziehen werde ich dich, warte nur, gleich habe ich dich!“

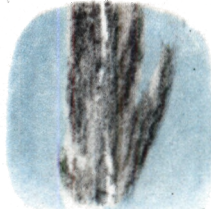

Mit diesen Worten sprang der Wolf auf, brach eine lange Astgabel ab und stocherte damit in dem Bau herum. Er hoffte, die Füchsin an einem Bein zu erwischen und so aus ihrem Versteck zu ziehen. Und so geschah es auch. Ehe sich die Füchsin versah, klemmte ihr Bein in der Astgabel. Der Bau war eng, und als der Wolf spürte, daß etwas in der Astgabel steckte, begann er aus Leibeskräften zu ziehen. Da lachte die Füchsin, obwohl sie Todesängste ausstand, laut auf und rief:

„So ein Dummkopf! Hat eine Eichenwurzel eingeklemmt und zieht daran. Meint wohl, er hätte mein Bein erwischt. Zieh nur, du Schafskopf, zieh!“

Als der Wolf das hörte, zog er die Astgabel zurück und befreite somit das Bein der Füchsin und begann von neuem nach ihr zu angeln, bis er in der Tat eine Eichenwurzel aufgegabelt hatte.



„Au-au!“ schrie da die Füchsin scheinbar vor Schmerz auf. „Mein armes Beinchen!“ Und der dumme Wolf begann vor Freude so heftig zu ziehen, bis ihm





die Kräfte ausgingen und die Astgabel zerbrach. Da spuckte er zornig aus, ging fort und schwor sich, sich nie wieder mit der Füchsin einzulassen.

WIE HUND UND WOLF MITEINANDER KRIEG FÜHRTEN





Bei einem Herren lebte einst ein Hund, der große Freundschaft mit dem Wolf hielt. Sie trafen sich hin und wieder unter der alten Eiche am Waldrand, um über dies und jenes zu plaudern. Der Hund erzählte dem Wolf alle Dorfneuigkeiten, und der Wolf berichtete über alles, was so im Wald geschah.

Einmal, als sie wieder beisammen waren, fragte der Wolf den Hund:

„Hör mal, Browko! Stimmt es, daß die Sau deines Herren Ferkel hat?“


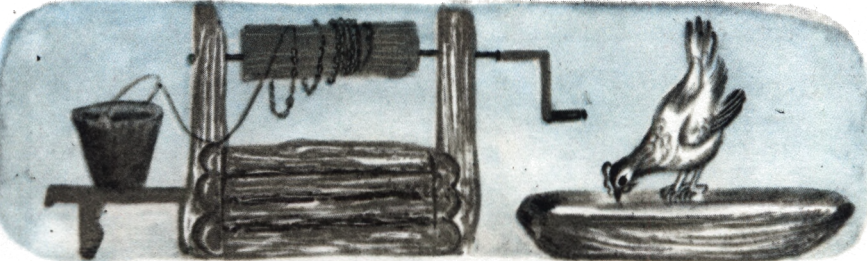

„Ja, das stimmt. Zwölf Ferkel hat sie. Solche schönen, runden, rosigen Ferkel. Es ist eine Freude, sie anzuschauen.“

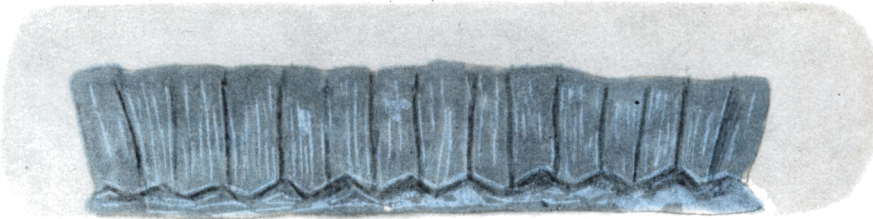
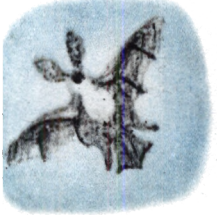
„Ei-ei-ei!“ schnalzte der Wolf mit der Zunge. „Mir läuft direkt das Wasser im Munde zusammen. Zwölf sagst du? Die muß ich mir heute nacht unbedingt mal ansehen.“



„Nein, Wolf“, widersprach ihm da der Hund. „Du wirst das nicht tun. Hast du vergessen, was zwischen uns ausgemacht war? Ich werde dir alles erzählen, was im Dorf geschieht, dafür aber darfst du nie zu unserem Hof kommen. Nur unter der Bedingung können wir Freunde bleiben. Solltest du meinem Herren auch nur einmal etwas Schlechtes antun, so wäre es sofort aus mit unserer Freundschaft.“

„Laß es gut sein“, beruhigte der Wolf den Hund, „wegen so einer Kleinigkeit lohnt es sich doch nicht zu streiten. Zwar sind es immerhin zwölf Ferkel. Es würde nicht einmal auffallen, wenn ich eins oder zwei fresse.“





„Nein, Wolf“, erwiderte darauf der Hund. „Komm nicht zu uns, es kann für dich schlecht ausgehen.“

„Was kann mir schon passieren? Hab' keine Angst. Ich schleiche mich so leise in den Schweinestall und erledige meine Sache so vorsichtig, daß niemand etwas bemerken wird.“

„Aber ich werde es!“

„Du? Aber du wirst doch deinen Freund nicht verraten, hoffe ich.“

„Du hast gut reden“, erwiderte der Hund bekümmert. „Den Freund nicht verraten... Aber mein Herr ist doch mein größter Freund, denn er gibt mir zu fressen. Wie kann ich da gleichgültig zusehen, wenn ihm Schaden zugefügt wird. Und was wird er mir nachher sagen?“

„Tu, was du denkst“, gab der Wolf kurz zurück. „Ich werde trotzdem deine Ferkel besuchen. Dir aber möchte ich einen Rat geben — verhalte dich still!“

Und der Wolf hielt sein Wort. Als die Nacht anbrach, trat er aus dem Wald und steuerte geradewegs auf den Schweinestall zu. Dort bemerkte ihn sogleich der Hund.

„Was soll ich nur tun?“ überlegte Browko. „Ich werde noch ein bißchen warten. Wenn der Wolf seine Sache wirklich leise erledigt, so soll er tun, was er will. Sowie ich aber Gequieke aus dem Schweinestall höre — dann werde ich nicht mehr still sein.“

Und so geschah es auch. Kaum hatte der Wolf seinen Kopf durch die Spalte in den Schweinestall gezwängt, da hob die Sau laut zu grunzen an. Sogleich begannen auch alle zwölf Ferkel zu quieken. Darauf hatte Browko nur gewartet. Er bellte und wie er bellte! Da erwachten die Bauersleute und eilten in den Schweinestall. Und was sahen sie dort? Den Wolf. Sie stürzten sich mit Knüppeln auf ihn, und ehe der Arme durch den engen Spalt entwischen konnte, hatten sie ihm so tüchtig das Fell gegerbt, daß er einige Tage in seinem Bau bleiben mußte. Da lag er nun und leckte seine Wunden.







„Der Hund ging auch nicht mehr zur Eiche am Wal-
desrand, um mit dem Wolf zu plaudern. Aber eines-
Abends kam der Wolf selbst zu ihm. Er stand vor dem
Tor und sprach:

„Du bist mir ja ein schöner Freund, Browko! Na
warte nur! Das vergesse ich dir nie.“

„Habe ich dir denn nicht gesagt, daß du nicht zu
meinem Herren kommen sollst?“ entgegnete Browko.

„Und habe ich dir nicht befohlen, nicht zu bellen?“
gab der Wolf bissig zurück.

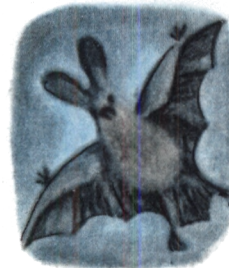
„Ja, aber hast du mir nicht versprochen, deine Sa-
che ohne Lärm zu erledigen? Solange alles still war,
habe ich ja auch geschwiegen. Warum mußtest du dich
auch an die Sau Heranmachen?“

„Zum Teufel mit ihr!“ schrie der Wolf wütend. „Ich
war noch nicht mal im Stall, da erhob sie ein Mords-
gegrunze. Aber das werde ich ihr noch ankreiden. Nun
hör mal her, Browko, mach keine Dummheiten. Gib
mir dein Wort, daß du nicht wieder Alarm schlagen
wirst, wenn ich heute nacht das Mutterschwein be-
suche.“

„Von mir aus, kannst du es besuchen“, erwiderte
Browko. „Aber denk daran, im Stall muß es still blei-
ben. Wenn du dort Lärm machst, werde ich nicht
schweigen.“

Mit diesen Worten ging der Wolf fort. Um Mitter-
nacht aber schlich er sich wieder zum Stall. Doch
Browko war auch nicht auf den Kopf gefallen. Versorg-
lich hatte er der Sau zugeflüstert, sie solle ja nicht
schlafen und auf der Hut sein, denn der Wolf wolle ihr
einen Besuch abstatten. Und als der Wolf nur seinen
Kopf in die Spalte stecken wollte, da schlug die Sau
mit ihren Ferkeln solch einen Alarm im Stall, und
Browko jaulte dazu noch so kläglich unter den Fen-
stern seiner Bauersleute, daß der Wolf das Weite su-
hen mußte.

Es vergingen einige Tage. Browko ging nicht mehr
zur Eiche, um mit dem Wolf zu plaudern, und der





Wolf kam auch nicht, um die Sau zu besuchen. Aber eines Abends sah Browko den Wolf vor dem Tor stehen, und als dieser ihn rief, ging Browko auf ihn zu.

„Na, wie geht's, Browko?“ fragte der Wolf mit gespielter Freundlichkeit. „Warum kommst du nicht mehr in den Wald? Hast wohl deinen alten Freund schon vergessen? Oder hast du keine Lust mehr, dich mit mir zu unterhalten?“

„Mir ist die Lust vergangen“, knurrte Browko.

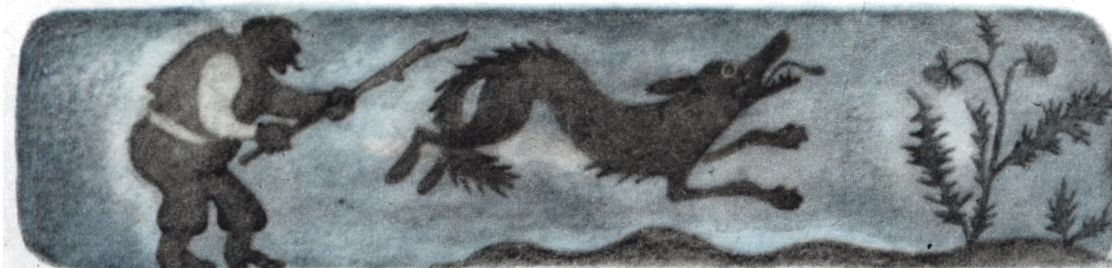
„Ach, du Verräter!“ schrie ihn da der Wolf an. „Du denkst wohl, das lasse ich dir durchgehen? Du glaubst wohl, ich weiß nicht, daß du die Sau gewarnt hast? Warte nur, du läufst mir noch einmal hinter dem Tor über den Weg. Ich hieße nicht Wolf, wenn ich dich nicht erwischen sollte. Dann Gnade dir, hast du dein Leben ausgehaucht!“

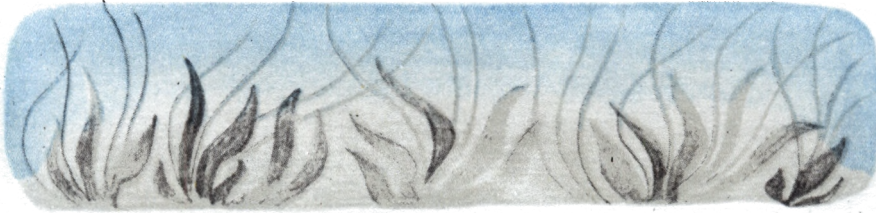
„Dann kann man es auch nicht ändern“, entgegnete Browko ruhig. „Jeder kommt nur einmal auf die Welt, und jeder muß einmal sterben. Aber bedenke, Wolf, auch ich kann dich stellen.“

„Ach, du jämmerliche Hundeseele“, rief der Wolf außer sich vor Wut. „Du wagst mir noch zu drohen? Mach dich sofort fertig zum Krieg mit mir. Wir werden ja sehen, wer stärker ist. In drei Tagen hast du mit deinem Heer bei der Eiche auf der Wiese zu sein. Hast du verstanden? Und wehe dir, wenn du nicht erscheinst! Dann komme ich persönlich mit meinen Kriegern hierher. Wir ziehen dich an den Ohren aus deiner Hundehütte und zerreißen dich in Tausend Stücke.“

Mit diesen Worten ging der Wolf fort. Im Wald begab er sich geradewegs zur Höhle des Bären, stellte sich dort hin und wartete, bis dieser erschien, verbeugte sich tief und unterwürfig vor ihm und sagte:

„Schenkt mir eine Minute Euer Gehör, Herr Brumm-bär. Mit einem großen Anliegen komme ich zu Euch. Nach einem heftigen Streit mit dem Hund Browko habe ich ihm den Krieg erklärt. Darf ich mit Euer Hilfe rechnen?“





„Aber selbstverständlich helfe ich dir“, brummte der Bär bereitwillig. Erfreut lief der Wolf weiter. Da traf er den wilden Eber.

„Hört mal, Onkel Keiler!“ sprach ihn der Wolf an. „Ihr müßt mir helfen. In drei Tagen beginnt der große Krieg mit dem Hund, deshalb berufe ich die allertapfersten Waldkrieger ein.“

„Gut, abgemacht“, grunzte der Eber. „Ich stehe dir bei.“

Als dritten rief der Wolf den Fuchs. Sie kamen überein, daß ihre Kräfte ausreichen, und als der festgesetzte Tag der Schlacht herankam, zogen sie zur Eiche und erwarteten dort kampfbereit den Feind.

Während der Wolf eifrig zum Krieg rüstete, war der Hund Browko zutiefst bekümmert über die Kriegserklärung des Wolfes.

„Was soll ich nur um alles in der Welt tun?“ dachte er. „Wo soll ich nur die Krieger hernehmen? Die Sache wird für mich bestimmt schlecht ausgehen.“

So quälte sich der arme Browko einen Tag, den zweiten Tag, zerbrach sich den Kopf, konnte jedoch zu keinem Entschluß kommen. Sogar das Fressen hatte er vergessen, mit hängendem Kopf lief er auf dem Hof herum, nur noch ein Schatten seiner selbst.

„He, Browko, was ist denn mit dir los?“ rief ihn der Kater Murko, sein guter Kamerad und Freund, an.

„Ach, Murko, wie soll ich's dir sagen?“ seufzte traurig Browko. „Ein großes Unglück ist mir widerfahren, du kannst mir auch nicht helfen.“

„Erzähle schon, raus mit der Sprache“, ermunterte ihn der Kater. „Ob ich dir helfen kann oder nicht, zumindestens werde ich dein Leid teilen.“

Da erzählte Browko dem Kater Murko die ganze Geschichte mit dem Wolf.

„Sei unbesorgt, Brüderchen“, tröstete ihn Murko. „Ich helfe dir. Geh und ruf noch der Gänserich und den Enterich. Du wirst sehen, der Sieg ist unser.“

Browko befolgte den klugen Rat und rief sogleich





den Enterich und Gänserich zu sich. Beide versicherten ihm ihre Hilfe.

So kam der festgesetzte Tag heran. In aller herrgottsfrühe zog Browko mit seinen Kameraden in den Krieg. Allen voran schritt der Gänserich, laut schnatternd, als ob er trommelt: tra-ta-ta, tra-ta-ta! Hinter ihm marschierten Browko und Murko mit erhobenen Schwänzen. Von weitem sah es aus, als ob sie geschulterte Gewehre trügen.

Als letzter watschelte der Enterich hinterher, seinen Kopf nah über den Boden hin und her wiegend, ließ er unaufhörlich sein gewichtiges: tack-tack-tack, tack-tack-tack hören.

Der Wolf war indessen auch nicht untätig geblieben. In Erwartung des Feindes hatte er dem Bären befohlen, auf den Baum zu klettern, um den Anzug des feindlichen Heeres zu beobachten. Der Fuchs nahm ganz vorn Aufstellung und erhob den Schwanz wie ein Kampfbanner. Der Wolf stand hinter der Eiche. Dem Eber aber wurde befohlen, sich im Laub einzugraben. Er sollte sich dort im Hinterhalt versteckt halten, um im entscheidenden Moment Verwirrung, Angst und Schrecken im feindlichen Lager auszulösen. Und da tauchte auch schon das feindliche Heer auf.

„Hört, Brüderchen!“ rief der Bär vom Baum herab. „Sie kommen, ich sehe sie schon, unsere Feinde. Oh, wie schrecklich sie sind! Vorn schreitet ein Trommler; hört ihr, wie er trommelt?“

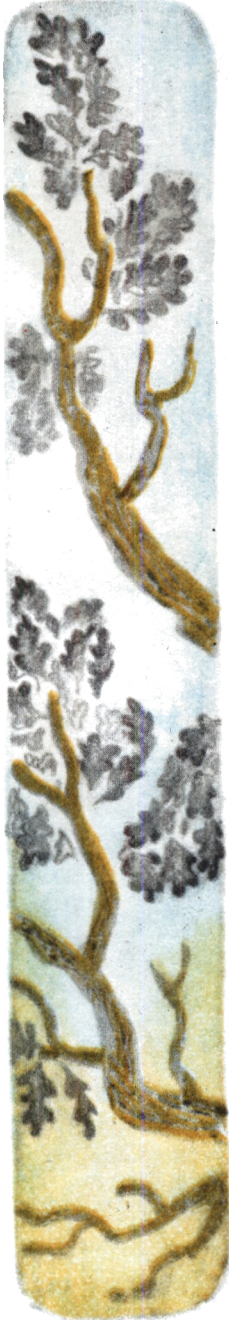
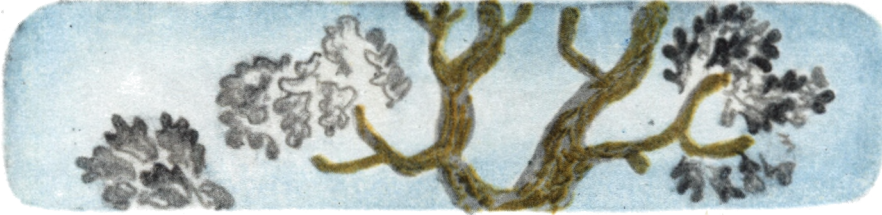
„Ja, wir hören es“, erwiderten verängstigt die Krieger.

„Und hinter ihm marschieren zwei grimmige Schützen mit geschulterten Gewehren.“

„Oh, Gott!“ schrien da wie aus einem Mund der Wolf und der Fuchs. „Wir sind verloren!“

„Und hinter ihnen geht irgend so ein Zauberer, der die Schützen ständig anfeuert. Er scheint für sie die Kugeln suchen, denn er zeigt immer wieder nach unten und spricht dabei: tack-tack-tack.“





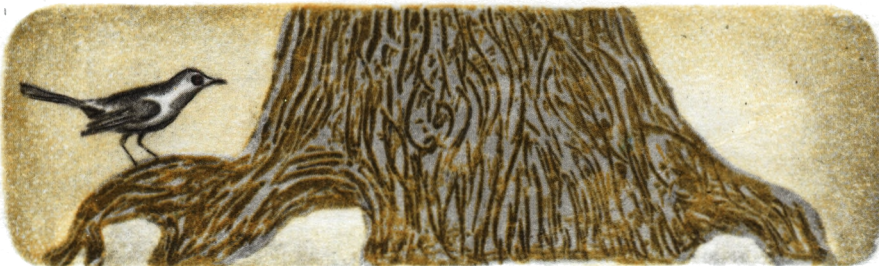
„Oh, er kommt, ich spüre es, um meine Seele zu holen“, stöhnte der Eber in seinem Laubversteck.

„Was sollen wir nur tun, Brüderchen?“ fragte der Wolf ratlos. „Wir können doch nicht, ohne einen einzigen Kampf gewagt zu haben, so einfach davonlaufen. Das ist wahrhaftig nicht schön. Also auf zum Kampf, nur mutig voran!“

Der Wolf hatte kaum seine Rede beendet, da kam der Kater in großen Sätzen auf sie zugesprungen. Noch von weitem hatte er erspäht, daß sich unter den Blättern etwas raschelnd bewegte. Ein Mäuschen, dachte er und sprang drauf/zu. Es was aber der Schwanz des Ebers, der dort mucksmäuschenstill unter dem Laub vergraben lag. Vor Angst hatte der Arme nicht bemerkt, daß er seinen Schwanz hin und her bewegte. Da schlug auch schon der Kater seine scharfen Krallen in den Schwanz des Ebers und begann mit seinen spitzen Zähnen an ihm zu reißen. Zu Tode erschrocken grunzte der Eber laut vor Schmerz auf und suchte das Weite. Der Kater aber war nicht minder erschrocken als der Eber. Er fauchte, machte einen Buckel, war mit einem Satz auf der Eiche und kletterte pfeilgeschwind bis in die Baumkrone.

„Oh, lieber Himmel!“ rief der Bär aus, der von der Eiche aus die Kampfhandlungen verfolgt hatte. „Das ist bestimmt der Tod, der da auf mich zugekrochen kommt.“

Und aus Furcht vor dem schrecklichen Feind kletterte er immer höher und höher, trat in der Eile unachtsam auf einen dünnen Ast, dieser konnte die schwere Last nicht tragen — und plumps! — fiel der arme Bär wie ein Klotz auf die Erde. Aber auch hier unten konnte sich der Bär nicht einmal von seinem Schreck erholen. Inzwischen hatte der Hund den Fuchs bei der Eiche aufgespürt, sich auf ihn geworfen und ihn nicht am Kopf, sondern am Schwanz gepackt. Der Fuchs zog und zog, riß sich endlich los und gab Fersengeld. Seinen Schwanz war er natürlich los, den hielt Browko in







seinen Zähnen. All das war gerade in jenem Augenblick geschehen, als der Bär vom Baum geplumpst war. Deshalb raffte er sich, so schnell er konnte, auf, obwohl er halbtot vor Angst und Schmerzen war, und trabte in den Wald zurück. Und was tat der Wolf? Er nahm ebenfalls Reißaus, nachdem er mit angesehen hatte, wie seine Krieger vernichtend geschlagen worden waren.

So errangen der Hund und seine Kameraden einen glänzenden Sieg über den Wolf und kehrten voller Freude heim.

Die geschlagenen Krieger aber sammelten sich tief im Walde vor der Höhle des Bären. Dort erinnerten sie sich mit Schrecken, was sie in diesem furchtbaren Krieg hatter erleiden müssen.

„Es ist kein Wunder, daß sie den Krieg gewonnen haben, wo sie doch zwei Gewehre hatten“, sprach als erster der Wolf.

„Schaut mal her, Brüder, was für ein großes Stück Schwanz man mir mit dem Schwert abgehauen hat“, mischte sich nun auch der Eber ein.

„Und auf mich kann man nur eine Bombe geworfen haben, die mir den ganzen Schwanz abgerissen hat“, klagte der Fuchs.

„Ja, und ich begreife bis jetzt noch nicht, was mir widerfahren ist“, stöhnte der Bär. „Eins steht jedenfalls fest, das war das erste und letzte Mal in meinem Leben, daß ich den Versuch unternommen habe zu fliegen. Zum Teufel damit! Das Fliegen geht eigentlich noch, aber das Landen macht wahrhaftig keinen Spaß.“

DREI SÄCKE LIST

Es geschah im Herbst. Da lief die Füchsin den Feldweg entlang und begegnete dem Igel.

„Guten Tag, Igel!“ begrüßte ihn die Füchsin.





„Guten Tag, Schwesterchen Füchselein!“ erwiderte der Igel ihren Gruß.

„Hast du nicht Lust, mit mir mitzukommen?“

„Und wohin?“

„Dort in den Garten, Weintrauben essen.“

„Sind sie nicht sauer, Füchselein?“

„I wo! Ganz süß. Elster Weißseite hat es mir erzählt. Sie hat es von der Marderin. Die Marderin hätte beobachtet, wie der Herr von den Weintrauben gekostet und ihre Süße gelobt hat und daß es Zeit sei, sie zu pflücken. Na, komm schon, wir wollen uns an den Trauben sattessen und unseren Kindern auch noch etwas mitbringen.“

„Nein, Füchsin“, sagte der Igel, „ich komme nicht mit, ich habe Angst. Jener Herr ist sehr listig, überall hat er Schlingen gelegt, und wie schnell kann man in solche Schlinge geraten.“

„Hab keine Angst, Igel!“ ermunterte ihn die Füchsin. „Ich habe drei Säcke List bereit, und ich wäre nicht ich, wenn ich dich nicht aus solch einer Falle befreien könnte.“

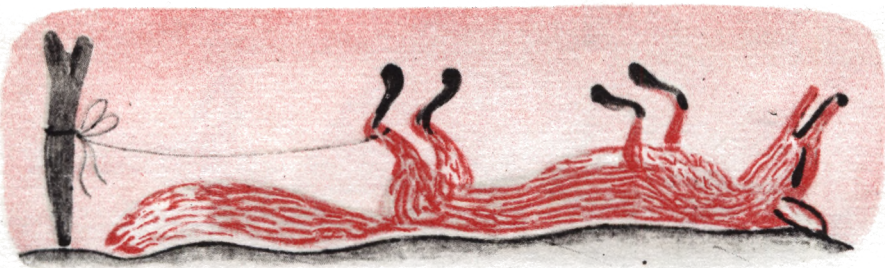
„Na, wenn es so ist. Wie du willst!“ Und der Igel ging mit. Sie krochen vorsichtig in den Garten, aßen sich am Wein satt, und als sie schon zurück wollten, da passierte es! Die Füchsin hatte nicht aufgepaßt und war mit einem Bein in eine Schlinge geraten. So sehr sie auch zog, sie konnte ihr Bein nicht frei bekommen. Es saß fest in der Schlinge.

„O, Bruder Igel!“ schrie sie da. „Rette mich!“

„Wie soll ich dich denn retten, Füchselein?“ entgegnete der Igel. „Hole deine drei Säcke List und hilf dir selbst!“

„Ach, meine drei Säcke!“ lamentierte die Füchsin, tausend Ängste ausstehend. „Sie sind mir doch ins Wasser gefallen, als ich ans andere Ufer wollte. „Igel, Brüderchen, denk doch mal nach, vielleicht fällt dir eine List ein?“

„Eine habe ich“, sagte der Igel, „aber ich weiß nicht,





ob sie nach deinem Geschmack ist. Bleib hier still liegen und strecke alle vier Beine von dir, halte auch, so gut du kannst, die Luft an. Wenn der Herr dich so sieht, denkt er, du bist schon lange verreckt, und schmeißt dich über den Zaun ins Unkraut.“

Die Füchsin befolgte den Rat des Igels, blieb starr und steif liegen und wagte kaum zu atmen. Es sah aus, als ob sie schon lange tot sei. So fand sie der Herr, der bei ihrem Anblick sich sogar die Nase zuhielt.

„Ach, wie schade!“ sagte er. „Warum habe ich bloß nicht ein paar Tage früher nach der Schlinge gesehen! Da ist mir so eine schöne Füchsin in die Falle gegangen und schon verendet. Wozu nützt sie mir jetzt noch? Auf dem Misthaufen mit ihr und Schluß.“

Daraufhin befreite er die Füchsin aus der Schlinge, faßte sie vorsichtig am Schwanz und schleuderte sie über den Zaun in die Brennessel. Die Füchsin aber hatte nur darauf gewartet und sauste wie der Wind davon, daß es nur so im Unkraut raschelte.

Es mögen zwei Tage oder vier Tage vergangen sein, da läuft die Füchsin wieder am Feldweg entlang und begegnet dem Igel.

„Guten Tag, Igel!“

„Guten Tag, Schwesterchen Füchlein“, erwiderte der Igel ihren Gruß.

„Kommst du mit in den Garten Weintrauben essen?“

„Hast du denn keine Angst, Füchsin, nachdem was vorgestern geschehen ist?“

„Ich und Angst? Ich habe drei Säcke List, irgendwie komme ich schon heraus.“

Da gingen sie zu zweit, krochen in den Garten, aßen sich am Wein satt, und als sie schon zurück wollten, passierte es! Wie vorsichtig der Igel auch war, er war in die Schlinge geraten!

„O, Füchlein, Schwesterchen!“ schrie der Ärmste. „Ich sitze in der Schlinge und komme nicht heraus. Hol deine drei Säcke List und errette mich aus der Not.“





„Ja, mein Lieber“, sprach die Füchsin, „alle meine Säcke, bis auf den letzten, sind mir abhanden gekommen. Als ich über das Flößchen sprang, sind sie mir entglitten und ins Wasser geplumpst.“

„Ach, ich Armer, ich sehe, es ist mir beschieden, hier zu sterben. Leb wohl, Füchslin! Und verzeih mir, wenn ich dir unrecht getan haben sollte!“

„Ich vergebe dir alles, Igel“, antwortete die Füchsin, sich eine Träne abwischend, „ich vergebe dir von ganzem Herzen!“

„Komm, Schwesterchen, wir wollen uns zum Abschied noch einmal umarmen!“

Die Füchsin umarmte den Igel, obwohl ihr gar nicht danach war. Aber sie mußte doch dem Armen, der sich auf den Tod vorbereitete, seinen letzten Willen erfüllen.

„Küsse mich, Schwesterchen Füchslin“, bat der Igel. „Haben wir nicht wie Bruder und Schwester miteinander gelebt?“

Da beugte sich die Füchsin zu dem Igel hinunter, um ihn zu küssen, jedoch kaum hatte sie mit ihrer Zunge seine Zähne berührt, da schnappte der Igel zu und ließ ihre Zunge schon nicht mehr los. Wie sehr die Füchsin sich auch drehte und wendete, wie laut sie auch jaulte und jammerte, der Igel hielt mit seinen scharfen Zähnen ihre Zunge so lange fest, bis der Herr kam. Als er sah, daß der Igel in der Schlinge gefangen saß und mit seinen Zähnen die Zunge der Füchsin festhielt, mußte er laut lachen. Er band die Füchsin, den Igel aber ließ er frei.

MURKO UND BURKO

Es lebten einmal bei einem Mann ein Kater namens Murko und bei einem anderen ein Hund, der Burko hieß. Obwohl sich gewöhnlich Hund und Katze nicht vertragen, waren diese beiden von Kindheit an ein





Herz und eine Seele. Eines Tages, es war gerade zur Erntezeit, als alle aus dem Haus auf dem Felde bei der Arbeit waren, lief der Kater Murko hungrig auf dem Hofe umher und miaute kläglich. Die Bauersfrau hatte, als sie früh aufs Feld gefahren war, vergessen, ihm das Fressen hinzustellen. Und so hätte der Arme bis zum Abend aushalten müssen. Bis zum Wald war es sehr weit und unter dem Strohdach war kein einziger Spatz zu entdecken. Was sollte der arme Murko tun?

„He!“, dachte er bei sich, „der Nachbar hat doch auf dem Schuppen einen Taubenschlag. Einmal habe ich nur einen Blick hineingetan und — in zwei Nestern waren junge Tauben, rund und dick, wie kleine Federkissen. Wenn ich wenigstens eines davon verschmausen könnte. Aber wie soll ich's bloß anstellen? Burko ist auf dem Hof und bewacht Hab und Gut. Obwohl wir gute Freunde sind, weiß ich sehr wohl, daß er mich nicht zu dem Schuppen läßt. Es hat auch keinen Zweck, mit ihm darüber zu sprechen. Er ist eben ein echter treuer Hund!“

Aber der Hunger ist keine gute Tante, und Murkos leerer Bauch knurrte mehr und mehr. So begann er zu überlegen, wie man Burko überlisten und ihn vom Hof locken könne. Wenn der Magen leer ist, kommt man schnell auf viele Einfälle. Und siehe da, nach kurzer Zeit lief unser Murko zu Burko und tat, als ob er ihm etwas Freudiges mitzuteilen hätte.

„Höre, Burko, mein Lieber“, rief er schon von weitem, „ich bringe dir eine gute Nachricht!“ — „Eben saß ich auf der hohen Linde hinter dem Dorf, weißt du, dort, wo sich die Wege kreuzen. Als ich so saß und die Spatzen belauerte, sah ich, wie auf dem Feldrain ein Hund aus dem Nachbardorf gelaufen kam, mit einer Wurst im Maul... so einer langen, daß ihre beiden Enden auf der Erde schleiften. Er brachte sie zur Linde, schaute sich nach allen Seiten um, ob ihm auch ja niemand zusieht, gräbt unter den Wurzeln schnell ein







großes Loch und verscharrt die Wurst. Dann wälzte er noch einen großen Stein darauf und lief fort. Ist das nicht toll? Das wäre doch was für dich! Ich habe es kaum auf der Linde ausgehalten, so verführerisch stieg mir der Duft in die Nase. Aber was nutzte es mir, ich konnte mich nicht an ihr gütlich tun. Der Stein war zu schwer und darüber lag noch eine dicke Schicht Lehm. Vielleicht könntest du, Bruder..."

Murko hatte seine Rede noch nicht beendet, als Burko schon auf seine langen Beine sprang und wie der Wind zum Dorf hinaussauste, hin zur Linde, um die Wurst zu suchen. Der Arme wurde ja auch nicht immer satt. Fleisch bekam er nur selten zu fressen, und von Wurst konnte er nur träumen. Und nun war da unter der Linde so ein Schatz vergraben und mit einem Stein beschwert. Burko sauste so schnell davon, daß Murko nur noch eine Staubwolke sah. Darauf hatte Murko nur gewartet! Ohne Zeit zu verlieren, sprang er auf den Schuppen, schlich sich zum Taubenschlag, wählte sich das dickste Täubchen aus und trug es geschwind im Maul zu seinem Hause. Dort kletterte er unter das Strohdach, legte das Täubchen vor sich hin und begann schnurrend es aufzufressen.

Unterdessen war Burko bei der Linde angelangt, suchte und schnüffelte, grub und fand jedoch weder den Stein noch den Lehmhaufen, ganz zu schweigen von der Wurst. Und so kehrte der Arme nach Hause zurück, wie nach einem mißglückten Geschäft, geradewegs zu Murkos Hof, um sich den Freund vorzuknöpfen, weil dieser ihn an der Nase herumgeführt hatte. Als er an der Hausecke stand, hörte er gerade noch, wie Murko sich wie nach einem Festmahl die Pfötchen leckte und zu sich selbst sprach: „Ist Burko doch ein Dummkopf! Der läuft jetzt bestimmt mit hängender Zunge um die Linde herum und sucht die Wurst. Wenn der ahnte, wie köstlich ich eben zu Mittag gespeist habe und dazu noch eines von seinen Täubchen!“

Dieser Betrug seines Freundes schmerzte Burko tief,





und er beschloß, es ihm heimzuzahlen. Lächelnd stellte er sich an die Strohmauer und sprach: „He, Murko! Du denkst wohl, ich habe dir deine Märchen von der Wurst geglaubt? Ich war nämlich gar nicht fort und habe hinter dem Zaun zugeschaut, wie du aus unserem Taubenschlag ein Täubchen gestohlen hast. Wozu wolltest du das vor mir verbergen? Du hättest es mir ruhig sagen können. Meine Aufgabe ist es doch nicht, auf die Tauben aufzupassen. Ich hätte selbst nicht dagegen, hin und wieder so etwas Leckeres zu fressen. Gerade jetzt hätte ich großen Appetit darauf. Los, gehen wir, reich mir eins herunter, du selbst kannst dir auch noch eins nehmen.“

Als Murko das vernahm, freute er sich sehr, denn der Bösewicht freut sich bekanntlich immer, wenn er erfährt, daß auch der andere, den er immer für ehrlich gehalten hat, genau so ein Bösewicht ist, wie er. Murko sprang hinunter, um Burko zu begrüßen, jedoch dieser ergriff ihn im gleichen Augenblick und drehte ihm den Hals um.

DER BLAUGEFÄRBTE FUCHS

Einst lebte in einem Walde ein Fuchs, namens Mykyta, der schlau war, wie kein anderer. Wie oft hatten ihn die Jäger gejagt und mit Hunden gehetzt, Fallen aufgestellt, vergiftetes Fleisch hingelegt, aber nichts half ihnen, er entkam ihnen immer wieder. Mykyta machte sich über sie lustig, entging allen Gefahren und warnte sogar seine Freunde vor ihnen. Und ging er gar auf die Jagd, sei es in einen Hühnerstall oder in einen Schuppen, so gab es keinen kühneren, erfinderischeren und geschickteren Dieb als ihn. Es ging sogar so weit, daß er am hellichten Tag jagen ging und nie ohne Beute zurückkam. Sein ungewöhnliches Glück und seine Schlauheit machten ihn über alle Maßen stolz und eitel. Es dünkte ihm, daß es für ihn nichts Unerreichbares gebe.





„Was denkt ihr“, prahlte er vor seinen Kameraden, „bis jetzt bin ich nur in die Dörfer gegangen. Morgen werde ich am hellen Tage in die Stadt direkt zum Markt gehen und ein Huhn stibitzen.“

„Ach, red keinen Unsinn“, hielten ihn seine Freunde zurück.

„Was heißt hier Unsinn, ihr werdet sehen“, ereiferte sich Mykyta.

„Wir werden ja sehen, vielleicht aber auch nicht, dort sollen die Hunde haufenweise durch die Straßen laufen. Es sei denn, du könntest dich in einen Floh verwandeln, daß sie dich nicht sehen und nicht zerreißen.“

„Ich verwandele mich weder in einen Floh, noch werden sie mich zerreißen“, beharrte Mykyta auf seinem Vorhaben. Und er beschloß am anderen Tag in die Stadt zu laufen und sich ein Huhn vom Markt zu holen.

Jedoch diesmal hatte sich der arme Mykyta verrechnet. Zwischen Hanf- und Maisfeldern gelang es ihm, sicher die Vorstadt zu erreichen: er sprang über Zäune, versteckte sich im Kornfeld und kam durch die gemüsegärten bis in die Stadt hinein. Aber da kam das Hindernis, er mußte die Straße überqueren, um zum Markt zu laufen und wieder zurück. Doch sowohl auf der Straße als auch auf dem Markt herrschte ein unbeschreiblicher Lärm! Die Fuhrwerke dröhnten, die Räder ratterten, die Pferde stampften mit ihren Hufen, die Schweine quiekten,— mit einem Wort, es war ein Höllenlärm, den unser Mykyta weder im Traum noch im Fieber je gehört hatte.

Was sollte er tun? Was man begonnen hat, muß man beenden. Er saß schon eine oder zwei Stunden im hohen Unkraut und hatte sich etwas an den Lärm gewöhnt. Nachdem sich die erste Angst gelegt und er sich umgeschaut hatte, wohin und wie er laufen sollte, faßte sich Mykyta ein Herz, nahm Anlauf und sprang über den Zaun auf die Straße. Hier gingen und fuhren





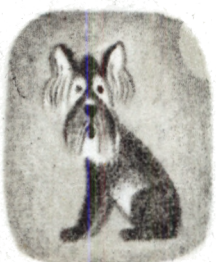
viele Menschen, Staub wirbelte auf, nur wenige bemerkten den Fuchs, und niemand beachtete ihn. Darüber war Mykyta recht froh.

Er duckte sich, machte sich so klein wie möglich und lief, so schnell er konnte, den Straßengraben entlang zum Markt, wo in einer langen Reihe Frauen saßen, die in großen Körben Eier, Butter, frische Pilze, Hühner, Enten und andere schöne Sachen anboten.

Aber Mykyta hatte den Markt noch nicht ganz erreicht, als ihm ein Hund entgegenkam und von der anderen Seite noch einer, und sieh da, noch einer! Und die Hunde konnte er nicht überlisten. Sie hatten ihn gleich gerochen! Bellend stürzten sie auf ihn zu. Unser Mykyta drehte und wand sich, wie eine Fliege im kochenden Wasser. Was tun? Wohin fliehen? — Ohne lange zu überlegen, rannte er zum nächsten offenen Tor in einen Hof hinein. Dort duckte er sich wieder und schaute sich nach allen Seiten um, wo man sich verstecken könnte. Dabei spitzte er immer wieder die Ohren, ob ihn auch nicht die Hunde verfolgen. Oh je! — er hörte sie schon, sie waren ganz nahe. Da bemerkte er in einer Ecke im Hof ein Faß. Mit einem Satz sprang er hinein, um sich von seinen Verfolgern zu verbergen. Er hatte Glück! Denn kaum war er im Faß verschwunden, kam schon die ganze Meute bellend auf den Hof.

„Hier war er, hier war er! Sucht ihn“, kläfften die ersten. Die Hunde verstreuten sich im kleinen Hof, stöberten in allen Ecken und Winkeln herum, sie schnüffelten, scharrten, wühlten, doch vom Fuchs war keine Spur zu finden. Einige Male waren sie ganz in seiner Nähe, aber der üble Geruch des Fasses verscheuchte sie. Schließlich mußten sie, weil sie niemanden finden konnten, unverrichteter Dinge wieder abziehen. Mykyta war gerettet, aber um welchen Preis!

Im Faß, das ihm so gute Dienste geleistet hatte, war bis zur Hälfte blaue, dicke, mit Öl vermischte Farbe. Seht ihr, in diesem Hause wohnte nämlich ein Maler, der Häuser, Zäune und Gartenbänke strich.





-Und morgen wollte er gerade einen großen Zaun streichen und hatte sich zu diesem Zweck das Faß Farbe bereitgestellt. Als nun der Fuchs Mykyta kopfüber in diese Lösung sprang, wäre er in der ersten Minute beinahe erstickt. Dann aber, als seine Hinterpfoten den Boden berührten, richtete er sich auf, so daß sein ganzer Körper in der Farbe steckte, und nur die blaugefärbte Schnauze ein ganz klein wenig hervorschaute. So harrte er aus, bis die schreckliche Gefahr vorüber war. Das Herz klopfte dem Armen bis zum Halse, der Hunger wühlte in den Gedärmen, der Öl-farbengeruch nahm ihm den Atem. Doch was sollte er tun? Es war überhaupt ein Wunder, daß er noch am Leben war! Und wer weiß, was noch alles passieren kann? Und wenn jetzt der Besitzer auftaucht und ihn hier findet?

Halbtot vor Angst mußte der arme Mykyta bis in die Abendstunden hinein still in der Farbe sitzen. Denn er wußte nur zu gut, wenn er sich in dieser Gestalt auf der Straße sehen ließe, würden sich nicht nur alle Hunde, sondern auch alle Menschen auf ihn stürzen. Er würde kaum mit heiler Haut davonkommen. Darum sprang er, erst als es dämmerte, mit einem Satz aus dem Faß, aus seinem ungewöhnlichen Bad, lief schnell über die Straße und, von niemandem bemerkt, schlich er in einen Garten und durch das hohe Unkraut immer weiter. Mykyta sprang über niedrige Zäune, trabte durch Kohl- und Maisfelder — nur fort! Lange hinterließ er noch blaue Farbspuren, bis die Farbe getrocknet war. Es war schon stockdunkel, als Mykyta endlich den Wald erreichte, aber nicht von der Seite, von welcher man zu seinem Haus kam. Bis zu seinem Bau hätte er noch zwei Meilen laufen müssen, dazu aber reichten seine Kräfte nicht mehr aus. Mykyta war hungrig, erschöpft, halbtot. Darum kroch er in die erstbeste Höhle, nachdem er sich mit ein paar Wachteleiern etwas gestärkt hatte. Hier schüttelte er noch das








Laub auf, vergrub seinen Kopf in die Blätter und schlief ein — tatsächlich wie nach einem Bad.

Ob er am anderen Tag spät oder früh erwachte, das steht schon nicht mehr in den Büchern. Schlaftrunken gähnte er genießerisch und spuckte dann dreimal nach jener Seite aus, wo ihm gestern solch ein Malheur passieren mußte. Schließlich kroch er vorsichtig auf Fuchs' Art aus der Höhle.

Clapp-clapp! Schnuff-schnuff! Ringsum war es ruhig und still, drohte keine Gefahr. Mykyta jubelte das Herz in der Brust.

„Es ist die günstigste Zeit, um auf die Jagd zu gehen“, dachte er.

Jedoch im selben Augenblick schaute er an sich herunter, und da schrie auch schon der Arme erschrocken auf. Was war das? Wie sah er bloß aus? Vor Schreck wollte er fortlaufen, aber vor sich selbst kann man nicht fliehen. Er hielt inne und betrachtete sich wieder: war er das wirklich? Sollten das wirklich mein Fell, mein Schwanz, meine Beine sein? Nein, das konnte er nicht sein; nein, er war nicht wieder zu erkennen, wie er jetzt aussah: Ein Tier, so eigenartig und furchterregend, tiefblau, von dem dazu noch ein übler Geruch ausging. Sein Fell war mit so etwas Ähnlichem wie Schuppen oder Igelstacheln bedeckt, und sein Schwanz war gar keiner mehr, sondern etwas Riesiges und Schweres, eine Art Knüppel und dazu noch stachlig. Da richtete sich unser Fuchs auf, betrachtete das Ungeheuer, in das er sich verwandelt hatte, beroch sich, versuchte sein Fell zu schütteln — vergebens. Er versuchte sich im Gras zu wälzen — es ging nicht. Er wollte mit seinen Krallen den Schuppenpanzer abkratzen — es war sehr schmerzhaft, half aber nicht. Da probierte er sich abzulecken — alles umsonst. Schließlich lief er zu einer Wasserlache, sprang hinein, um sich die Farbe abzuwaschen — vergebliche Mühe. Die Ölfarbe, die über Nacht in der warmen Höhle gut ge-





trocknet war, ging nicht ab. Ja, Bruder Mykyta, guter Rat ist teuer! Hilf dir selbst!

Unerwartet tauchte Bruder Wolf auf. Gestern war er noch ein guter Bekannter unseres Mykytas gewesen. Jetzt aber, als er dieses noch nie gesehene blaue Tier erblickte, ganz mit Stacheln bedeckt und mit einem wie aus Kupfer gegossenem Schwanz, heulte er erschrocken auf und jagte, als er sich von seinem ersten Schreck erholt hatte, so schnell davon, daß ihm die Luft ausging. Und wie er so durch den Wald hetzte, traf er die Wölfin, später den Bären, den Eber, den Hirsch — und alle fragten ihn, was ihm widerfahren ist, warum er so schnell läuft. Er aber japst laut, ringt nach Luft, die Augen quellen ihm fast aus dem Kopf. Endlich stammelt er mühsam:

„Oh, dort ... Oh, dort ... Oh, dort ... Ach, wie fürchterlich! Oh, wie schrecklich!“

„Na, was denn? Sprich schon!“ dringen in ihn seine Bekannten.

„Ich weiß nicht ... weiß nicht ... Oh, so etwas Schreckliches!“

Nein so was, was war bloß geschehen? Da versammelten sich viele Tiere um den Wolf, beruhigten ihn, gaben ihm Wasser zu trinken. Die Äffin Frusja schnitt ihm sogar drei Büschel Haare zwischen den Augen ab und ließ sie vom Wind fortwehen, um auf diese Weise auch gleich seinen Schrecken zu vertreiben. Jedoch auch das nützte nicht, alles war vergebens. Als die Tiere sahen, daß es um den Wolf schlecht steht, beschlossen sie, alle zusammen in die Richtung zu gehen, aus der der Wolf gekommen war. Sie wollten mit eigenen Augen sehen, was dort so furchterregend war. So kamen sie zu der Stelle, wo sich der Fuchs Mykyta noch immer im Gras wälzte. Kaum hatten sie das gesehen, da liefen sie, so schnell sie konnten, auseinander. Nein, so was! Solange die Welt besteht und es diesen Wald gibt, hatten die Tiere solch eins noch nie erblickt und auch noch nie von solch einem Tier







gehört. Und wer weiß, was für eine Kraft, was für Zähne, was für Krallen und welche Absichten dieses fremde Tier hat?

Indessen hatte Mykyta trotz seines großen Kummers über sein ungewöhnliches Aussehen sofort bemerkt, werch einen Eindruck seine Erscheinung auf den Wolf und die anderen Tiere gemacht hat.

„Ha-ha“, dachte der schlaue Fuchs bei sich. „Das ist gar nicht mal schlecht, daß sie so eine Furcht vor mir haben. Damit kann man viel erreichen. Na, wartet nur, ich werde es euch noch zeigen.“

Und er begab sich mit erhobenem Schwanz, stolz aufgeplustert, in die Tiefe des Waldes, zu der Stelle, wo sich, wie er wußte, immer alle Tiere versammelten. Unterdessen hatte sich die Kunde von dem fremdem und schrecklichen Tier im ganzen Walde verbreitet. Alle Tiere dieses Waldes wollten wenigstens von weitem einen Blick auf den neuen Gast werfen, denn keiner traute sich in seine Nähe. Der Fuchs Mykyta aber tat, als ob er das alles nicht bemerke. Und so geht er gewichtig, als ob er in tiefe Gedanken versunken wäre, bis zur Mitte des Versammlungsplatzes der Tiere und setzt sich auf den Baumstumpf, auf dem gewöhnlich der Bär zu sitzen pflegte. Sitzt und wartet. Und keine halbe Stunde war vergangen, da hatte sich auf dem Platz eine unübersehbare Masse von Tieren und Vögeln eingefunden. Alle waren neugierig zu erfahren, was das für ein Ungeheuer war, vor dem sich alle so fürchteten und dem sich keiner zu nähern wagte. Und so stehen sie vor Angst zitternd, weit von ihm entfernt, sprungbereit, um sofort Reißaus zu nehmen.

Da hob der Fuchs mit freundlicher Stimme zu sprechen an:

„Meine Lieben, ihr braucht keine Angst vor mir zu haben. Kommt näher, ich habe euch etwas Wichtiges zu sagen.“

Jedoch die Tiere rührten sich nicht vom Fleck, und nur der Bär faßte sich ein Herz und fragte:





„Wer bist du?“
„Tretet näher, ich erzähle euch alles“, sprach der Fuchs mit schmeichelnder freundlicher Stimme. Die Tiere kamen etwas näher, aber ganz nah traute sich keins heran.

„Hört, meine Lieben“, sprach der Fuchs Mykyta, „und freut euch! Heute früh hat mich der heilige Mykolaj aus himmlischem Ton geformt. Schaut nur her, aus welch einem herrlichen Himmelblau. Und als er mir Leben einhauchte, sagte er: ‚O Tier Scharfsinn! Im Tierreich herrscht Unfrieden und Unruhe, es werden ungerechte Rechtssprüche gefällt. Niemand ist dort seines Lebens sicher, jeder fürchtet um sein Hab und Gut. Geh auf die Erde hinunter und sei König der Tiere, stifte Frieden, richte gerecht und Sorge dafür, daß auch keinem von meinen Tieren ein Leid geschieht.“

Als die Tiere dies vernommen hatten, klatschten sie vor Freude:

„O Gott! Du sollst unser König sein?“

„Ja, so sei es denn, Kinder“, entgegnete der Fuchs Mykyta majestätisch.

Eine noch nie dagewesene Freude erfaßte das ganze Tierreich. Sofort ging man daran, die Ordnung wiederherzustellen. Die Adler und Habichte stachen Hühner ab, die Wölfe und die Bären rissen in großen Mengen Schafe, Kälber und legten sie vor dem neuen König nieder. Dieser aber nahm nur einen Teil für sich, den Rest verteilte er gerecht unter allen Hungrigen. Wieder herrschte große Freude, man hörte laute Worte des Dankes. Das ist ein wahrer König! So gütig! So weise! Mit solch einem König läßt es sich bis in alle Ewigkeit, wie im Paradies leben.

Die Tage vergingen. Der Fuchs Mykyta war ein guter König, gerecht und weichherzig. Brauchte er doch nicht mehr, selbst auf die Jagd zu gehen, der Beute aufzulauern und sie zu erwürgen. Die dienstfertigen Minister brachten ihm seine Hühner tischfertig — sie waren frisch geschlachtet, gerupft und ausgenommen.





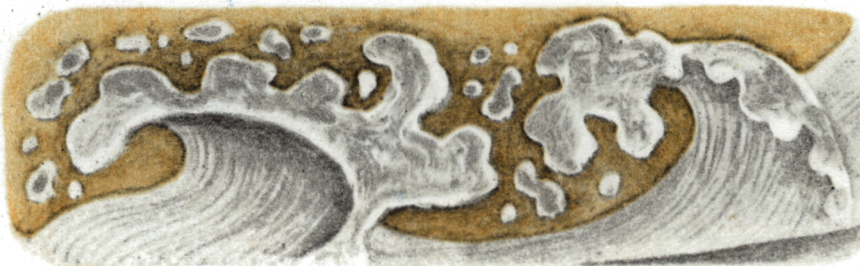
Und mit seinem Gerechtigkeitssinn stand es so, wie es üblich war bei den Tieren: der Stärkste war immer im Recht und wer schwach war, verlor immer.

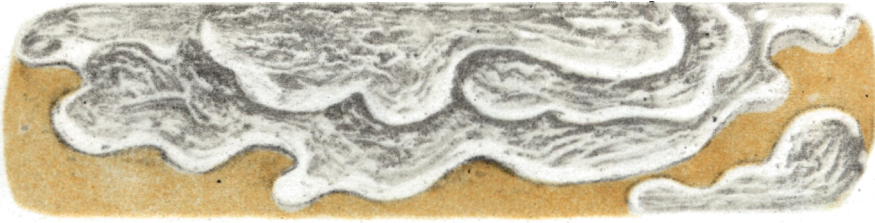
So lebten die Tiere unter dem neuen König, genauso, wie sie vorher ohne ihn gelebt hatten: Wer etwas gefangen oder gefunden hatte, der fraß es und war satt, und wer leer ausging, der mußte eben hungern. Diejenigen, die den Jägern nicht entkamen, mußten ihr Leben lassen, diejenigen aber, die ihnen entkamen, freuten sich, daß sie am Leben geblieben waren. Im großen und ganzen aber waren alle sehr froh darüber, daß sie so einen weisen, mächtigen und gütigen König hatten, der außerdem unter den Tieren keines seinesgleichen hatte.

Und so führte der Fuchs Mykyta, seitdem er sich selbst zum König gemacht hatte, ein herrliches Leben. Nur eine einzige Sorge hatte er, daß mit der Zeit die Farbe von seinem Fell abgehen könnte und daß die Tiere erfahren, wer er in Wirklichkeit ist. Deshalb ging er nie aus, wenn es regnete, mied das Dickicht, kratzte sich nie und schlief nur auf einem weichen Federbett. Und überhaupt achtete er darauf, daß er sich mit keinem Wort und keiner Geste vor seinen Ministern als Fuchs verriet.

So verstrich ein Jahr. Es kam der Tag heran, an dem er König geworden war. Die Tiere beschlossen, diesen Tag festlich zu begehen. Sie wollten ein großes Konzert geben. Es versammelte sich der gemischte Chor aus Füchsen, Wölfen und Bären. Es war extra eine wunderbare Kantate* komponiert worden. Und am Abend, nach den feierlichen Zeremonien, Festmahlen und Reden zu Ehren des Königs, trat der Chor auf. Ein wahres Wunder! Die Bären brummen im tiefsten Baß, so daß die Eichen erzitterten. Die Wölfe heulten ihr Solo, daß einem die Ohren einschrumpfen konnten.

* Kantate — ein Musikstück.





Jedoch als die jungen Füchsinnen in Volkstracht mit ihren hohen Sopranstimmen einfielen, konnte sich der König nicht mehr beherrschen. Sein Herz war übervoll vor Freude und Glück. Da hatte er auch schon jegliche Vorsicht und Umsicht vergessen, streckte seine Schnauze hoch und sang auf Fuchs' Art mit. O Gott! Ihr könnt euch nicht vorstellen, was daraufhin geschah! Alle Sänger verstummten auf einmal. Allen Ministern und Dienern des Königs fiel es plötzlich wie Schuppen von den Augen. Ja, das ist doch der Fuchs! Ein gewöhnlicher, blaugefärbter Fuchs! Dazu noch mit so einer scheußlichen blauen Ölfarbe! Pfui Teufel! Und wir, Dummen, haben ihm geglaubt! Ach, du elender Lügner! Ach, du Betrüger!

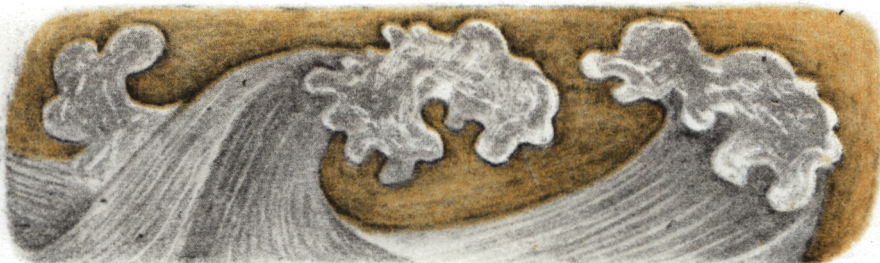
Vergessen waren all seine Wohltaten, all seine gepriesene Weisheit. Außer sich vor Wut, daß sie sich so lange an der Nase hatte herumführen lassen, stürzten sich die Tiere auf den unglücklichen Mykyta und zerrissen ihn.

WIE EINE MEISE DAS MEER IN BRAND STECKEN WOLLTE

Es war einmal eine Meise. Niemand weiß, was sie sich dabei gedacht hatte, als sie sich ihr Nest direkt an der Küste des Meeres baute. Solange das Meer ruhig war, ließ sich alles gut an. Die Meise legte Eier und wollte sie ausbrüten. Da kam Wind auf, das Meer schäumte, und hohe Wellen überschwemmten den Strauch, auf dem die Meise ihr Nest hatte. Die Meise war mit Müh und Not der Gefahr entronnen, ihre Eier aber hatte das Meer fortgespült.

Je-je, wie böse war da die Meise! Sie setzte sich auf einen Felsen über dem Meer und begann zu schimpfen und schelten:

„Du häßliches und armseliges Meer! Du blinde dunkle Macht! Du unersättliche Tiefe! Du elendes, nichts-





nutziges, widerliches Meer! Wie konntest du es wagen, mein Haus zu zerstören, mir meine Eier zu nehmen! Ich schleppe dich vors Gericht, ich bedecke dich mit Schmach und Schande vor der ganzen Welt, ich lasse dich nicht in Ruhe, weder am Tage noch in der Nacht, solange du mir nicht das zurückgibst, was du genommen hast.“

Das Meer aber rauschte nur zu diesen Worten.

„Du machst dich wohl noch über mich lustig, du falsches, unverschämtes, unedles Meer!“ kreischte die Meise. „Gib mir sofort meine Eier zurück, sonst, bei meinem Ehrenwort, werde ich mich rächen!“

Das Meer aber rauschte nur weiter.

„Du glaubst wohl, ich kann mich nicht an dir rächen? Du denkst wohl, weil ich so klein bin und du so groß bist, daß ich hilflos dir gegenüber bin? Hast du schon mal gesehen, du dummes Meer, wie ein kleiner Funke einen riesigen Wald in Brand stecken kann? Wenn du mir nicht sofort meine Eier wieder bringst, schwöre ich — bei meiner Ehre — stecke ich dich in Brand.“

Aber das Meer rauscht und rauscht weiter.

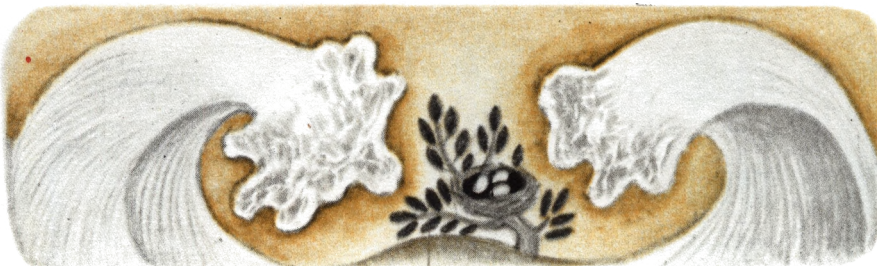
Da erzürnte die Meise so sehr und schwor sich, nicht eher zu ruhen, bis sie das Meer niedergebrannt hat.

Sie flog zum Glühwürmchen und sprach:

„Hör, Glühwürmchen, du hast doch Feuer auf deinem Leib. Komm mit mir, hilf mir, das Meer in Brand zu setzen!“

„Ich kann nicht, Meise“, erwiderte das Glühwürmchen. „Mein Feuer leuchtet nur in der Nacht, aber es wärmt und brennt nicht. Geh zum Irrlicht, vielleicht kann es dir helfen.“

Da flog die Meise zum Moor, setzte sich auf einen Erlenstrauch und wartete, bis das Irrlicht zu ihr kam. Aber auf dem Moor geisterten unzählige Irrlichter herum, sie wankten und schwankten. Endlich näherte sich eins der Meise.







„He, Bruder Irrlicht“, rief ihn die Meise an. „Komm einen Augenblick zu mir, ich möchte dir etwas sagen.“

„Ich kann mich nicht aufhalten, muß weiter, hab' keine Zeit“, erwiderte das Irrlicht. „Aber sprich, was du auf dem Herzen hast. Ich werde hier um den Strauch herumtlackern und alles hören.“

Da erzählte ihm die Meise von ihrem Kummer und bat:

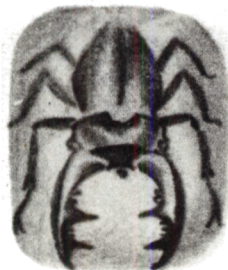
„Komm mit, hilf mir das widerliche Meer anzuzünden!“

„Ich kann nicht, Meise“, entgegnete das Irrlicht. „Ich bin hier im Moor zur Welt geboren und muß hier sterben. Überdies darf ich mir keine Minute Ruhe gönnen, sonst erlösche ich. Nicht einmal eine Kerze kannst du mit meinem Licht anzünden. Aber warum hast du dich nicht an den Raben gewandt? Er versteht sich gut auf solche Dinge. Ich habe gehört, daß er das ganze Eulenvolk in einer Felsenhöhle verbrannt haben soll. Geh zu ihm!“

Die Meise flog zu dem Raben, erzählte ihm ihre Geschichte und bat ihn, ihr in ihrem Kummer beizustehen und das Meer in Brand zu setzen.

„Ich kann nicht, Meise“, wandte der Rabe ein, mit dem Kopf schüttelnd. „Jenes Feuer, durch das die Eulen verbrannten, war einfaches, von Menschenhand entfachtes Feuer. Ich habe es dort auf der Weide gestohlen. Jedoch mit solchem Feuer kannst du das Meer nicht in Brand stecken, er erlischt sofort im Wasser. Um das Meer zu verbrennen, braucht man ein anderes Feuer. Wo man es sich verschaffen kann, weiß ich leider auch nicht. Aber weißt du was, geh doch zum Storch! Von ihm sagt man, daß er mit seinem Schnabel ein herrliches Feuer entfachen kann. Vielleicht hilft er dir weiter.“

Die Meise bedankte sich beim Raben für den guten Rat und flog weiter, den Storch suchen. Sie erzählte





ihm alles und bat ihn, er solle sich bemühen mit seinem Schnabel Feuer zu entfachen und damit das Meer anzuzünden.

„Das steht nicht in meiner Macht, Meise“, entgegnete der Storch nachdenklich, auf einem Bein stehend. „Vor vielen Jahren sollen das unsere Großväter und Urgroßväter gekonnt haben, mit ihren Schnäbeln Feuer zu entfachen, wir aber können solche Dinge nicht mehr. Ja, und weiß, ob dir dieses Feuer nützen würde. Mir scheint, um das Meer in Brand zu setzen, braucht man Feuer direkt vom Himmel. Fliege doch mal hoch zum Adler. Er fliegt jeden Tag fast bis zur Sonne hinauf und kennt alle Himmelswege. Vielleicht kann er dir helfen.“

Da verbeugte sich die Meise vor dem Storch und flog zum Adler. Als sie so flog, dachte sie: „Warte nur, du häßliches, böses Meer! Ich werde dir zeigen, was eine einfache, unglückliche Meise vermag! Ich wäre nicht ich, wenn du mir nicht für deine böse Tat büßen müßtest!“

So kam sie zum Adler, erzählte ihm ihren ganzen Kummer, verneigte sich tief vor ihm und bat:

„Hochverehrter Herr Adler, habt Mitleid mit einer armen, unglücklichen Meise. Verschafft mir Himmelsfeuer, damit ich das Meer niederbrennen kann, um mich an ihm für meinen großen Kummer zu rächen.“

Kaum hatte die Meise ihre Bitte ausgesprochen, schlug der Adler erzürnt mit seinen Fittichen, schrie die Meise an, so daß sie nicht wußte, ob sie tot oder lebendig ist.

„Ach du armselige Meise! Wer hat dich geheißt, dein Nest an der Küste des Meeres zu bauen? Wer hat dir erlaubt, mit dem Meer zu streiten? Wegen deiner Dummheit soll ich für dich Feuer vom Himmel stehlen? Mach dich fort! Auf der Stelle! Bau dein Nest dort auf dem Grabhügel, wo der Schlehdorn steht. Lege Eier





und brüte sie dort aus, hast du mich verstanden? Das ist dein Vogelrecht, vom Meer aber halte dich fern.“

Als die Meise diese Antwort vernommen hatte, gab sie endlich Ruhe. Und kaum waren einige Wochen vergangen, da hatte sie ein neues Nest gebaut und neue Eier gelegt. Diesmal aber nicht an der Küste des Meeres, sondern auf dem Schlehdorn, der auf dem Grabhügel wuchs.





INHALT

DER ESEL UND DER LÖWE	5
DAS FÜCHSLEIN UND DER KREBS	11
WIE DER FUCHS SICH SELBST ÜBERLISTETE	12
DER HASE UND DER IGEL	18
DER WOLF ALS DORFÄLTESTER	21
DER FUCHS UND DIE DROSSEL	24
DER HASE UND DER BÄR	33
DIE KRÄHE UND DIE NATTER	38
DER ZAUNKÖNIG UND DER BÄR	41
DIE FÜCHSIN UND DER KRANICH	48
DIE FÜCHSIN ALS GEVATTERIN	50
WIE HUND UND WOLF MITEINANDER KRIEG FÜHRTEN	55
DREI SÄCKE LIST	64
MURKO UND BURKO	67
DER BLAUGEFÄRBTE FUCHS	71
WIE EINE MEISE DAS MEER IN BRAND STECKEN WOLLTE	81





ИВАН ЯКОВЛЕВИЧ ФРАНКО
КОГДА ЗВЕРИ
ЕЩЕ РАЗГОВАРИВАЛИ
С к а з к и
(На немецком языке)

IWAN FRANKO
AIS DIE TIERE
NOCH SPRECHEN KONNTEN

Herausgegeben in der
Ukrainischen SSR, UdSSR

BEST.— NR. 298 752 8



ЛИТЕРАТУРНО-ХУДОЖЕСТВЕННОЕ ИЗДАНИЕ

Иван Яковлевич Франко
КОГДА ЗВЕРИ
ЕЩЕ РАЗГОВАРИВАЛИ
С К А З К И

(На немецком языке)

Для младшего школьного возраста

С украинского перевели
Иван Васильевич Сойко и
Эвелин Вольдемаровна Ризванова

Рисунки
Сергея Кирилловича Артюшенко

Завідуючий редакцією *Д. С. Андрухів*
Редактор *О. О. Коваленко*
Художній редактор *А. О. Ливень*
Технічний редактор *К. П. Дворська*
Інформ бланк № 5461

Здано на виробництво 25.04.90 Підписано до друку 04.06.90
Формат 60×90/8 Папір офсетний № 1 Оправа № 4 Умовн
друк арк 11 Умовн фарбовідб 45 Обл.-вид арк 11,38 Тираж
23 700 пр Зам 554-0 Ціна 1 крб 80 коп.

Ордена Дружби народів видавництво «Веселка»
252655, Київ, МСП, Мельникова, 63

Львівська книжкова фабрика «Атлас»,
290005, Львів-5, Зелена, 20

84(4YKP)
M1 F834
Heu

